

# Riesengebirgs- Buchkalender 1977



[www.riesengebirge.de](http://www.riesengebirge.de)

# **Riesengebirgs- Buchkalender 1977**

Herausgegeben von Helmut Preußler

[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

**22. Jahrgang**

Helmut Preußler · Heimatverlag · Nürnberg

## Der spannende Roman über einen großen Sudetendeutschen

100 Jahre sind es her, daß dem Klempner Porsche im sudetendeutschen Maffersdorf ein Sohn geboren wurde. Damals ahnte niemand, daß mit ihm ein neuer Stern am technischen Himmel aufgehen würde. Heute ist der Name Ferdinand Porsche in der ganzen Welt ein fester Begriff des Automobillismus. Wie es dazu kam, schildert dieser Lebensroman des großen technischen Genies. Den VW kennt jeder, kennen Sie auch die Geschichte des Mannes, der den VW konstruierte? Den steilen Aufstieg vom Klempnerlehrling zum weltbekannten Autokönig schildert dieser packende Roman, der aus Anlaß des 100. Geburtstages Porschés erscheint. In dieser sachlichen Darstellung seines reichen Lebens und großen Wirkens liegt eine erregende Spannung, die jeden Leser fesseln muß. Mit seinen Rennwagen machte Porsche als Sieger überall Schlagzeilen. Er wurde mit Auszeichnungen und Ehrungen überhäuft, in hohe und höchste Stellungen berufen, er erlangte 2 Dokortitel und wurde Professor. Aber er blieb immer der schlichte Mann des Volkes. Das technische Werk des genialen Erfinders mit mehr als 400 Erfindungen, davon technische Grunderfindungen, erweckt Bewunderung und Begeisterung. Seine Einfachheit aber machte ihn zu einem höchst liebenswerten Menschen.



Hugo Scholz

„Auf allen Straßen der Erde“, Porsche-Roman, 170 S., Halbledereinband, DM 18.80.



## Erbe und Geheimnis . . .

Auf historischen Tatsachen fußend, schildert der Braunsauer Schriftsteller Johann Schroth, ein einfacher Fuhrmann, kam auf eine neue Heilungsidee und machte mit seinem Sohn und Enkel Niederindewiese im Altwater zu einem berühmten Kurort, von welchem die wunderbare Heilidee über alle Grenzen in die ganze Welt hinausging. Lassen Sie sich das Buch, das so nützlich sein kann, umgehend schicken.

Hugo Scholz, ERBE UND GEHEIMNIS des Naturarztes Johann Schroth, leicht verständliche, volkstümliche Darstellung, 250 Seiten, Leinen, DM 19.80.



408 Seiten, Leinen, beste Ausstattung, 26,80 DM.

Dieses Buch ist ein Beitrag des „Frauenbundes für Heimat und Recht e. V.“, des Dachverbandes aller ostdeutschen Frauenorganisationen, zum Jahr der Frau. Gleichzeitig will es der Öffentlichkeit einen Einblick in das Schaffen ostdeutscher Schriftstellerinnen der Gegenwart geben. 160 Beiträge von 60 lebenden Autorinnen geben Zeugnis von dem Erleben der alten Heimat, von der Zeit der Flucht und Vertreibung und von dem Neubeginn in einer neuen Heimat.

Diese Beiträge von Autorinnen aus allen einst von Deutschen bewohnten Gebieten lassen das ehemals so breite Spektrum deutscher Kultur in Nordost-, Mittel-, Ost- und Südosteuropa deutlich werden. Durch die künstlerischen Aussagen aus dem dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte in diesem Jahrhundert wird dieses Buch zu einem zeitgeschichtlichen Dokument, das Eingang finden sollte in jede heimattreue Familie.

Diese Bücher erschienen im Helmut Preußler Verlag, Nürnberg. Auf Wunsch schicken wir sie Ihnen gerne zu. (Bestellschein auf Seite 112).

# HEIMAT - HEIM - HAUS

Im eigentlichen Sinn bedeutet Heimat nicht eine Landschaft, eine Stadt, ein Dorf, sondern das Heim, das Haus, das Vaterhaus. Der Österreicher nennt es sein „Hoamatl“. Alle Völker verbinden den Begriff der Heimat als „zu Hause“ mit dem Haus.

Denken wir darüber nach, wie die verschiedenen Völker das menschliche Urgefühl der Anhänglichkeit an die Heimat in ihrer Sprache ausdrücken! Der Italiener sagt für daheim a casa (im Haus), das Daheim nennt er domestico, nach dem lateinischen Wort domus für Haus. Im Lateinischen heißt zu Hause domi. Ebenfalls nach domus-Haus sagt der Russe für daheim dóma, aber auch u seba = bei sich selbst. Diese schöne Bezeichnung für daheim als Bei-sich-selbst-sein hat auch der Franzose als chez soi (neben à la maison für daheim), und das Zuhause heißt bei ihm le chezsoi. Heim, Haus heißt im Englischen home, zu Hause at home. Der Engländer hat für die Geborgenheit im eigenen Haus das Wort: My house is my castle. Das gilt für ein Schloß, ein städtisches Bürgerhaus, eine dörfliche Bauernhütte.

Dieses Daheimsein, dieses Bei-sich-sein, Zu-Hause-sein ist der ursprüngliche Begriff von Heimat: das Vaterhaus als der bergende und ruhende Punkt in der ruhelosen Welt. Das Haus der Väter und des Herkommens, in dem wir geboren wurden und lebten, das Haus, das seine eigene Atmosphäre hat, in dem uns jedes Ding von den Vorfahren überkommen und vertraut ist, in dem wir eben daheim und ungestört bei uns selber sind.

Frommer Sinn weitet und verklärt Heimat, das Daheim und Haus zur Geborgenheit über irdischen und verlierbaren Besitz ins Unverlierbare, über das Zeitliche und Vergängliche hinaus. Davon sprechen manche Sprüche über Haustoren und auf Giebelbalken:

Wir bauen hier so feste  
und sind nur fremde Gäste,  
doch wo wir sollten ewig sein,  
da bauen wir gar wenig drein.

Oder in dem alten Lied:

Ich wollt, daß ich daheime wär  
nicht Weltentrost begehrte mehr.  
Daheim im Himmel meine ich,  
da ich Gott schaue ewiglich.  
Denn alle Welt ist dir zu klein,  
du mußt in deinem Himmel sein.

Oder der Sinnspruch des Friedrich von Logau aus der bösen Zeit des 30jährigen Krieges:

Was mir nie vergunnt bei meinem meisten Leben,  
das hat mir nun der Tod nach meinem Sinn gegeben.  
Ich mein, ein gutes Haus, daraus mich mehr kein Tod,  
kein Teufel, kein Tyrann vertreibt und keine Not.

JOSEF MUHLBERGER



KATHOLISCH		EVANGELISCH	Jänner (Januar) — Hartung
1 Sa	Neujahr		<p>... Und das deutsche Haus bleibt!  Wenn alles wankt  muß es umso fester stehen.  Sonst ist die Heimat  nicht nur für flüchtige Jahre,  sondern für immer verloren!</p> <p style="text-align: right;">Emil Habina</p> <hr/> <p><b>HAUSSPRUCHDICHUNGEN</b>  Herr, gib uns deinen Segen . . .  Verleihe Gott uns deinen Segen  und sei mit deiner Gnad' zugegen,  von dir kommt jede gute Gabe,  beschütze uns und unsere Habe.</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Bewahre Herr durch deine Gnade  Leib, Leben, Haus, Vieh, Gut und Habe  und was sonst mehr ist deine Gabe.  <span style="float: right;">Aus Niedersachsen</span></p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Wenn auch in harten Stürmen  dein Lebensschifflein schwankt,  wird dich dein Heiland schirmen,  wenn nur dein Glaub' nicht wankt.</p> <p style="text-align: right;">Karlsbad</p>
2 So	Namen-Jesu-F. Abel, Seth		
3 Mo	Genoveva	Berthilde	
4 Di	Rigobert	Methusalem	
5 Mi	Alfred	Simeon	
6 Do	Dreikönig	Ersch. d. Herrn	
7 Fr	Valentin	Julian	
8 Sa	Erhard	Erhard	
9 So	Julian	Berthold	
10 Mo	Agathon	Paul, Eins.	
11 Di	Werner	Werner	
12 Mi	Ernst	Reinhold	
13 Do	Gottfried	Hildegard	
14 Fr	Hilarius	Felix	
15 Sa	Paulus, Eins.	Maurus	
16 So	Marcellus	Marcellus	
17 Mo	Antonius, Abt	Antonius	
18 Di	Pet. Stuhl, z. R. Karlmann		
19 Mi	Mar. u. Marth.	Sara	
20 Do	Fabian u. Seb.	Fabian u. Seb.	
21 Fr	Agnes	Agnes	
22 Sa	Vinzenz	Vinzenz	
23 So	Emmerich	Emerentiana	
24 Mo	Timotheus	Timotheus	
25 Di	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	
26 Mi	Alberich	Alberich	
27 Do	Joh. Chrysost.	Joh. Chrisost.	
28 Fr	Karl d. Gr.	Karl d. Gr.	
29 Sa	Franz v. Sales	Valerius	
30 So	Martina	Adelgunde	
31 Mo	Joh. Bosco	Ludwiga	
Es gehen auf und unter: Sonne: 8.27—16.24 Mond: 13.47—04.28 Am 20. tritt die Sonne ins Zeichen Wassermann			





KATHOLISCH	EVANGELISCH	Feber (Februar) — Hornung
1 Di Ignaz	Brigitte	<p>Alles ist an Gott gelegen, Menschen richten wenig aus. Gibt der Herrgott seinen Segen, dann ist wohlbestellt das Haus.</p> <p>•</p> <p>Mögen Neider neiden, mögen Hasser hassen, was mir Gott will gönnen, müssen sie mir lassen.</p> <p>•</p> <p>Trau nur dir und all' den Deinen, trau der Sonne, die tut scheinen, trau vor allem fest auf Gott, alsdann leidst du niemals Not.</p> <p style="text-align: right;">Lienz</p> <p>•</p> <p>Behüt' dich Gott, beim Weitergehn! Kehr bald zurück! Auf Wiedersehn!</p> <p style="text-align: right;">Probstel Maria Kuhn</p> <p>•</p> <p>Wer aus- und eingeht diese Tür, der soll bedenken für und für, daß unser Herre Jesus Christ die rechte Tür zum Himmel ist.</p> <p style="text-align: right;">Böhmerwald</p> <p>•</p> <p>Des Morgens bet' zu deinem Gott, des Mittags isß dein Stückchen Brot, des Abends denk an deinen Tod, des Nachts verschlafe deine Not!</p>
2 Mi Mar. Lichtmeß	Mariä Reinig.	
3 Do Blasius	Blasius	
4 Fr Veronika	Veronika	
5 Sa Agatha	Agatha	
6 So Dorothea	Dorothea	
7 Mo Romuald	Richard	<p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p>
8 Di Joh. v. Matha	Salomon	
9 Mi Apollonia	Konrad	
10 Do Scholastika	Gabriel	
11 Fr Maria Lourdes	Euphrosine	
12 Sa Eulalia	Eulalia	
13 So Siegfried	Siegfried	<p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p>
14 Mo Valentin	Valentin	
15 Di Faustinus	Faustinus	
16 Mi Juliane	Juliane	
17 Do Konstantia	Konstantia	
18 Fr Simeon	Konkordia	
19 Sa Konrad	Cabinus	
20 So Eleutherius	Eucherius	<p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p>
21 Mo Eleonore	Eleonore	
22 Di Petri Stuhl.	Petri Stuhl.	
23 Mi Aschermittwoch	Sieghard	
24 Do Matthias	Matthias	
25 Fr Walburga	Viktor	
26 Sa Alexander	Nestor	
27 So Leander	Leander	<p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p> <p>•</p>
28 Mo Romanus	Justus	
<p>Es gehen auf und unter: Sonne: 8.00—17.12 Mond: 14.50—05.40 Am 18. tritt die Sonne ins Zeichen Fische</p>		





KATHOLISCH		EVANGELISCH	März — Lenzing
1	Di	Albin	Albin
2	Mi	Heinrich Suso	Hartwin
3	Do	Kunigunde	Kunigunde
4	Fr	Kasimir	Adrian
5	Sa	Friedrich	Friedrich
6	So	Perpetua	Fridolina
7	Mo	Thom. v. Aquin	Felicitas
8	Di	Joh. v. Gott	Philemon
9	Mi	Franziska	Franziska
10	Do	40 Märtyrer	Alexander
11	Fr	Wolfram	Rosina
12	Sa	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.
13	So	Gerold	Ernst
14	Mo	Mathilde	Hildebert
15	Di	K. M. Hofbauer	Christoph
16	Mi	Heribert	Cyriakus
17	Do	Gertrud	Gertrud
18	Fr	Eduard	Anselm
19	Sa	Josef	Josef
20	So	Joachim	Hubert
21	Mo	Benedikt	Benedikt
22	Di	Nik. v. d. Flüe	Kasimir
23	Mi	Otto	Eberhard
24	Do	Gabriel, Erz.	Gabriel
25	Fr	Mariä Verk.	Mariä Verk.
26	Sa	Emanuel	Emanuel
27	So	Rupert	Rupert
28	Mo	Guntram	Malchus
29	Di	Helmut	Helmut
30	Mi	Quirinus	Guido
31	Do	Kornelia	Amos
Es gehen auf und unter: Sonne: 7.09—18.02 Mond: 13.36—04.20 Am 20. tritt die Sonne ins Zeichen Widder 20. Frühlingsanfang			

### Glück deinem Verweilen ...

Die Blume, die im eignen Garten blüht,  
sieht man mit andern Augen an  
und hegt sie treu, mit liebendem Gemüt,  
als Freudenquelle auf der Lebensbahn.  
Wer in der weiten Welt sein Glück nicht fand,  
der findet es auf einem Stückchen Land.

Josef Hofmann

Sei rein und gut in deines Herzens tiefsten  
Gründen!

Dann wirst du auch den Frieden finden.

Elizabeth Kolbe

Halt' immer Maß in allen Dingen,  
es führt am besten zum Gelingen.

Oswald Plawina

Nicht wie Rosen, Veilchen, Nelken,  
die bald blühen, bald verwelken,  
wie ein Immergrün soll die Liebe blühen.

Such' den Himmel schon auf dieser Erde  
in der Arbeit und in deinem Haus,  
denn dann hast du, was auch später werde,  
einen guten Wechsel im voraus.

Bauten uns dies warme Nest,  
ich und meine Alte,  
hoffend, daß Gott treu und fest  
es und uns erhalte.

Alois Jacobs





KATHOLISCH		EVANGELISCH	April — Ostermond
1	Fr	Hugo	Theodor
2	Sa	Franz v. P.	Amalia
3	So	<b>Palmsonntag</b>	
4	Mo	Isidor	Ambrosius
5	Di	Vinz. Ferer	Maximus*)
6	Mi	Brunhilde	Brunhilde
7	Do	Gründonnerstag	
8	Fr	<b>Karfreitag</b>	
9	Sa	Karsamstag	Karsamstag
10	So	<b>Ostersonntag</b>	
11	Mo	<b>Ostermontag</b>	
12	Di	Julius	Julius
13	Mi	Ida	Justinus
14	Do	Justin	Tiburtius
15	Fr	Anastassius	Waltmann
16	Sa	Herwig	Herwig
17	So	<b>Weißer Sonntag</b>	
18	Mo	Werner	Valerian
19	Di	Emma	Hermogenes
20	Mi	Viktor	Hildegund
21	Do	Anselm	Adolar
22	Fr	Soter u. Cajus	Soter u. Cajus
23	Sa	Georg	Georg
24	So	Albert	Albrecht
25	Mo	Markus	Markus
26	Di	Ferdinand	Kletus
27	Mi	Petr. Canisius	Hilda
28	Do	Theobald	Theobald
29	Fr	Peter, Mär.	Sibylla
30	Sa	Walburga	Ludwig
Es gehen auf und unter: Sonne: 5.58—18.35 Mond: 15.52—04.27			<p>Wenn das Herz und das Gesetz sich streiten, läßt der Edle sich vom Herzen leiten. <i>Josef Hofmann</i></p> <p>•</p> <p>Tritt herein, wenn frei dein Mut ist und wenn treu und warm dein Blut ist, wenn du mir von Herzen gut bist und vor Griesgram auf der Hut bist. <i>Wolfgang Madjers</i></p> <p>•</p> <p>Wer freundli, gut dem Haus is g'sinnt, ist eing'ladn, daß er einfindt, wer eshm was Z'widers aber b'stimmt, soll schau'n bald, daß er weiter kimmt. <i>Aus Österreich</i></p> <p>•</p> <p>Wir haben zuerst eine Stube gebaut, wie ihr nun alle mit Äugen schaut. Wir bauten auch eine Küche ins Haus, nie lösche die Not das Feuer aus! Doch ist viel besser als aller Gewinn, ein fröhlicher, frommer, zufriedener Sinn. Der gehe nie aus! Gott! segne das Haus!</p> <p>•</p> <p>Mit sanften Worten ist manches Harte weich geworden. <i>Steiermark</i></p>
Am 26. tritt die Sonne ins Zeichen Stier.			



\*) Mondfinsternis in Deutschland sichtbar





	KATHOLISCH	EVANGELISCH	Mal — Wonnemond
1 So	Brunnenweihe	Malfeiertag	<p><b>Der Väter fromme Sitte . . .</b>            Jedes Land hat andere Sitten,            jedes Haus ein andres Recht,            der ist niemals wohlgelitten,            der sich nicht drein fügen möcht.</p> <p style="text-align: right;">Josef Hofmann</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Das Außere bei einem Haus            ist nicht das Wichtige.            Ich frage „Wie sieht's innen aus?“            Das ist das Richtige.</p> <p style="text-align: right;">Josef L. Haase</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Blank die Fenster, blank das Haus,            blank die Menschen ein und aus,            sanft die Rede, sanft die Hand,            rein die Treppen, das Gewand.            So ist alles wohl bestellt            in dem Haus — in meiner Welt.</p> <p style="text-align: right;">H. Neldhart-Christen</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Ein Heim von Liebe warm durchglüht,            wo wandellose Treue blüht            und Frohsinn sich zum Glück gesellt,            das ist das Beste auf der Welt.</p> <p style="text-align: right;">J. Richter</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Gott gebe jedem, der mich kennt,            zehnmal mehr, als er mir gönnt.</p> <p style="text-align: right;">Oberpalitz/Polzental</p>
2 Mo	Ruthard	Sigmund	
3 Di	Kreuzauffindg.	Kreuzauffind. ☉	
4 Mi	Florian	Florian	
5 Do	Pius V.	Gotthard	
6 Fr	Dietrich	Dietrich	
7 Sa	Stanislaus	Gottfried	
8 So	Muttertag	Muttertag	
9 Mo	Gregor	Hiob	
10 Di	Anton	Gordian ☾	
11 Mi	Gangolf	Adalbert	
12 Do	Pankratius	Pankratius	
13 Fr	Servatius	Servatius	
14 Sa	Bonifatius	Bonifatius	
15 So	Sophie	Sophie	
16 Mo	Joh. v. Nep.	Peregrin	
17 Di	Giselbert	Giselbert	
18 Mi	Erich	Erich ☉	
19 Do	Chr. Himmelf.	Chr. Himmelf.	
20 Fr	Bernhard	Anastasius	
21 Sa	Konstantin	Prudens	
22 So	Julia	Helena	
23 Mo	Helma	Helma	
24 Di	Johanna	Esther	
25 Mi	Urban	Urban	
26 Do	Philipp N.	Philipp N. Ed. ☽	
27 Fr	Gerda	Ludolf	
28 Sa	Wilhelm	Wilhelm	
29 So	Pfingstsonntag		
30 Mo	Pfingstmontag		
31 Di	Angela	Petronella	
Es gehen auf und unter: Sonne: 4.55—19.44 Mond: 17.15—03.48 Am 21. tritt die Sonne ins Zeichen Zwillinge			







KATHOLISCH		EVANGELISCH	Juni — Brachet — Heumonat
1	Mi Kuno	Nikomed	<p>Kann es wohl was Schön'res geben, als im eig'nen trauten Heim froh vereint beisammen leben, glücklich machen, glücklich sein!</p> <p style="text-align: center;">*</p>
2	Do Ilse	Ilse	
3	Fr Klothilde	Erasmus	
4	Sa Franz Car.	Karpasius	
5	So Bonifatius	Bonifatius	
6	Mo Norbert	Norbert	<p>Mein liebes Heim ist meine Welt, daran ich mich erfreue, als Wächter hab ich mir bestellt die Gottesfurcht und Treue.</p> <p style="text-align: right;">Golling bei Salzburg</p> <p style="text-align: center;">*</p>
7	Di Robert	Lukretia	
8	Mi Medardus	Medarus	
9	Do Fronleichnam	Fronleichnam	
10	Fr Margareta	Onuphrius	
11	Sa Barnabas	Barnabas	<p>Tief in den Grund gebaut, hoch in den Himmel geschaut, und dazwischen behaglich gewohnt: Das ist's, was ein Leben lohnt.</p> <p style="text-align: right;">Fritz Deubner</p> <p style="text-align: center;">*</p>
12	So Joh. Fak.	Basilides	
13	Mo Antonius	Tobias	
14	Di Gerold	Elisäus	
15	Mi Veit	Veit	
16	Do Benno	Luitgard	<p>Willst du in mein Haus eingehen, mußt du streng auf Ordnung sehen, rein im Herzen, rein von außen solst du sein, sonst bleibe draußen.</p> <p style="text-align: right;">Josef Hofmann</p> <p style="text-align: center;">*</p>
17	Fr Tag der deutschen Einheit		
18	Sa Arnulf	Arnulf	
19	So Jul. v. Fal.	Gervasius	
20	Mo Silverius	Silverius	
21	Di Alois	Albanus	<p>Erbaut von wetterfesten Mannen aus alten strumgefeiten Tannen und Berggranit, mit Müh' gespalten, so hoff', mit Gott, ich standzuhalten.</p> <p style="text-align: right;">Hampelbaude im Riesengebirge</p> <p style="text-align: center;">*</p>
22	Mi Paulina	Rotraud	
23	Do Edeltraud	Basilius	
24	Fr Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer	
25	Sa Wilhelm	Berta	
26	So Johann u. Paul	Jeremias	<p>Das höchste Glück, die größte Freud' ist eine stille Häuslichkeit.</p> <p style="text-align: right;">Böhrmerwald</p>
27	Mo Siebenschläfer	Siebenschläfer	
28	Di Leo II.	Leo	
29	Mi Peter u. Paul	Peter u. Paul	
30	Do Pauli Ged.	Pauli Ged.	
<p>Es gehen auf und unter: Sonne: 4.11–20.29 Mond: 19.58–04.07</p> <p>Am 21. tritt die Sonne ins Zeichen Krebs</p> <p>21. Sommeranfang Sonnenwende</p>			





	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Fr	Theobald	Theobald
2 Sa	Maria Heimsuch	Maria Heimsuch
3 So	Fr. Dietbald	Kornelius
4 Mo	Ulrich	Ulrich
5 Di	Eberhard	Hugo
6 Mi	Gottlieb	Gottlieb
7 Do	Willibald	Willibald
8 Fr	Kilian	Kilian
9 Sa	Cyrril	Cyrril
10 So	Amalie	7 Brüder
11 Mo	Pius I.	Pius
12 Di	Heinrich	Heinrich
13 Mi	Margareta	Margareta
14 Do	Bonaventura	Bonaventura
15 Fr	Apostel Teilg.	Apostel Teilg.
16 Sa	Maria v. B. K.	Ruth
17 So	Alex	Alexius
18 Mo	Friedrich	Rosina
19 Di	Vinzenz v. P.	Rusina
20 Mi	Hieronimus	Elias
21 Do	Helga	Helga
22 Fr	Maria Magdal.	Maria Magdal.
23 Sa	Arnulf	Arnulf
24 So	Christine	Christine
25 Mo	Jakob	Jakob
26 Di	Anna	Anna
27 Mi	Pantaleon	Martha
28 Do	Innozenz	Pantaleon
29 Fr	Martha	Beatrix
30 Sa	Ingeborg	Ingeborg
31 So	Ernestine	Ernestine

Es gehen auf und unter:  
 Sonne: 4.10-20.42  
 Mond: 20.37-04.49  
 Am 23. tritt die Sonne  
 ins Zeichen Löwe



## Juli — Heuet

### Im trauten Heim

Ein kleines Haus,  
 nicht weit von Wald und Feld,  
 getrennt von ihr,  
 und doch verbunden mit der Welt;  
 den Nachbar nicht zu nah',  
 auch nicht zu fern',  
 so hab' ich's gern.

Hohenstein-Ernstthal/Sachsen

Das Heisl ist mei liebster Ort,  
 mei Denken on mei Treibn,  
 wu ich a remlaf on hiekomn,  
 werd nár dos Heisl bleibn.  
 Such ich a en dr Fremd mei Brot,  
 muß ich a wieder naus,  
 idt kehr holt emma garn zerück,  
 ham en mei Votterhaus.

Anton Günther (Erzgebirge)

A Nest, wo's dr guat geht,  
 is nit zan derzahl'n;  
 so guat wia dahoam  
 soll's dir ninderscht mehr gfall'n.

Steiermark

Vom deutschen Land bis du ein Stück,  
 mein kleines Haus, mein großes Glück.

Otto Haendler

Der Mund ist ein kleines Löchl  
 und verzehrt oft Haus und Dächl.

Aus dem Böhmerwald





KATHOLISCH		EVANGELISCH	August — Ernting
1 Mo	Petri Kettenf.	Petri Kettenf.	
2 Di	Alfons v. L.	Gustav	Gott schütze mein Heim, Gott schütze mein Haus, viel Glück ziebe ein und keines heraus.
3 Mi	Steph. Auffdg.	August	
4 Do	Domink	Domink	
5 Fr	Maria Schnee	Oswald	
6 Sa	Verkl. Christi	Verkl. Christi	
7 So	Adalbert	Adalbert	
8 Mo	Hartwig	Hartwig	Der Mensch braucht ein Plätzchen, und wär's noch so klein, von dem er kann sagen: „Sieh' her, das ist mein! Hier leb' ich, hier lieb' ich, hier ruh' ich mich aus, hier ist meine Heimat, hier bin ich zu Haus!“
9 Di	Roman	Roland	Dellwitz bei Karlsbad
10 Mi	Lorenz	Laurentius	
11 Do	Gerhard	Hermann	
12 Fr	Klara	Klara	
13 Sa	Reinhild	Reinhold	
14 So	Eberhard	Eusebius	
15 Mo	Stefan	Mar. Himmelf.	
16 Di	Mar. Himmelf.	Rochus	Glücklich, dem ein Heim beschieden, dem es darin wohlgefällt und der allezeit zufrieden lebt in dieser, seiner Welt.
17 Mi	Bertram	Bertram	Kitzbühel/Tirol
18 Do	Helene	Agapitus	
19 Fr	Sebald	Sebald	
20 Sa	Bernhard	Bernhard	
21 So	Joh. Franziska	Hartwig	
22 Mo	Unb. Herz Mar.	Philibert	Die Welt mag draußen ihr Wesen treiben, mein Haus soll meine Ruhstatt bleiben.
23 Di	Philipp	Zachäus	
24 Mi	Bartholomäus	Bartholom.	
25 Do	Ludwig	Ludwig	
26 Fr	Hermine	Hermine	Auf Gott stell deine Sachen ein! Er wird dir Schutz und Helfer sein.
27 Sa	Gebhard	Gebhard	Karl Friedr. Jordan
28 So	Augustin	Augustin	
29 Mo	Joh. Enthauptg.	Joh. Enthauptg.	Gottes Gnad' und milde Hand schütze Hof und Ackerland. Bauten uns dies warme Nest, ich und meine Alte, hoffend, daß Gott treu und fest es und uns erhalte.
30 Di	Vinzenz	Benjamin	
31 Mi	Raimund	Paulinus	

Es gehen auf und unter:  
Sonne: 4.48—20.10  
Mond: 20.50—07.22

Am 23. tritt die Sonne  
ins Zeichen Jungfrau







	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Do	Aegidius	Aegidius
2 Fr	Tobias	Absalon
3 Sa	Gregor d. Gr.	Mansuet
4 So	Rosalla	Moses
5 Mo	Laurentia	Herkules
6 Di	Magnus	Magnus
7 Mi	Regina	Regina
8 Do	Mariä Geburt	
9 Fr	Wilfrieda	Bruno
10 Sa	Nikolaus v. T.	Jodokus
11 So	Helga	Helga
12 Mo	Mariä Namen	Syrus
13 Di	Notburga	Amatus
14 Mi	Kreuzerhöhung	Kreuzerhöhung
15 Do	7 Schm. Mar.	Nikodem.
16 Fr	Edith	Edith
17 Sa	Hildegard	Lambert
18 So	Thomas v. V.	Titus
19 Mo	Januaris	Sidona
20 Di	Friederike	Friederike
21 Mi	Matthäus	Matthäus
22 Do	Moritz	Moritz
23 Fr	Thekla	Hoseas
24 Sa	Rupert	Joh. Empf.
25 So	Hildegard	Kleophas
26 Mo	Cyprian	Cyprian
27 Di	Adolf	Kosmas u. D.
28 Mi	Wenzelslei	Wenzel
29 Do	Michaeli	Michaelis
30 Fr	Hieronymus	Hieronymus

Es gehen auf und unter:  
 Sonne: 5.34-19.09  
 Mond: 20.34-09.42

Am 23. tritt die Sonne  
 ins Zeichen Waage  
 23. Herbstanfang



## September — Schelding

### Meine Welt...

Was steht ihr da vor meinem Haus  
 und leert die losen Mäuler aus?  
 Hab's just gebaut, wie mirs gefällt,  
 hat mich gekost' ein gut Stück Geld,  
 und seht ihr's auch mit Mißgunst an,  
 wenn's Gott gefällt, dann bleibt es stahn.  
 An vielen Orten

Hast du, Freund, nichts andres vür  
 als andre Leut' zu schmähen,  
 dann kehre um an meiner Tür,  
 sollst in mein Haus nicht gehen.

Alter Spruch

Mein Hort bei Nacht und Sturm.  
 Und wem es nicht gefällt,  
 der bleibe in der Welt.  
 Mein Haus, mein fester Turm!

Alois Jacobs

Schwatzen die Leute vor deinem Haus,  
 blicke lachend auf sie hinaus,  
 allen Leuten recht getan,  
 ist eine Kunst, die niemand kann.

An vielen Orten

So lange Menschen nicht zu Engeln werden,  
 so lange wird kein Friede sein auf Erden.

Karl Merwart





KATHOLISCH		EVANGELISCH	Oktober — Gilbhart
1 Sa	Ther. v. K. Jesu	Giselbert	<p>Der muß noch kommen auf die Welt, der tut, was jedem Schelm gefällt. Ich tu es nicht, ich lob' für mich, wem's nicht gefällt, der packe sich.</p> <p style="text-align: right;">Allgemein</p> <p style="text-align: center;">*</p>
2 So	Erntedanktag		
3 Mo	Ther. v. Jesusk.	Jairus	
4 Di	Franz v. Assisi	Franz	
5 Mi	Placidus	Placidus	
6 Do	Bruno	Friederike	
7 Fr	Rosenkranzfest	Amalie	
8 Sa	Brigitta	Brigitta	
9 So	Arnold	Arnold	
10 Mo	Franz v. Borgia	Gideon	<p>Hast du das Deine recht getan, was geht dich fremder Tadel an? Wer immer Lob und Dank begehrt, ist dessen meistens gar nicht wert. Laß sie spotten, laß sie schelten, was von Gold ist, das wird gelten.</p> <p style="text-align: right;">Johannes Trojann</p> <p style="text-align: center;">*</p>
11 Di	Muttersch. Mar.	Burkhard	
12 Mi	Maximilian	Maximilian	
13 Do	Eduard	Koloman	
14 Fr	Dietmar	Wilhelmine	
15 Sa	Theresia	Hedwig	
16 So	Kirchweih	Gallus	
17 Mo	Edelbert	Florentin	<p>Hör' nicht auf das Geschwätz der Leute, sie sprechen morgen anders wie heute.</p> <p style="text-align: right;">Charlottenburg</p> <p style="text-align: center;">*</p>
18 Di	Lukas	Lukas	
19 Mi	Ferdinand	Ferdinand	
20 Do	Wendelin	Wendelin	
21 Fr	Ursula	Ursula	
22 Sa	Irmtraud	Irmtraud	
23 So	Severin	Severin	
24 Mo	Raphael	Salome	<p>Was ist des Menschen Leben? Ein Werden und Vergehen, ein Blitzstrahl, schon vorüber, eh' wir ihn kaum gesehn.</p> <p style="text-align: right;">Emilie Schröder</p> <p style="text-align: center;">*</p>
25 Di	Wilhelmine	Crispin	
26 Mi	Helmut	Helmut	
27 Do	Florentius	Sabina	
28 Fr	Simon u. Jud.	Simon u. Jud.	
29 Sa	Narzissus	Engelhard	
30 So	Hartmann	Claudius	
31 Mo	Christkönigsfest	Reform.-Tag	
<p>Es gehen auf und unter: Sonne: 6.22—18.00 Mond: 20.07—10.37</p> <p>Am 23. tritt die Sonne ins Zeichen Skorpion</p>			<p>Wenn dich auch tadelt manch ein Mann, tu' recht, steh' fest, kehr dich nicht dran.</p>





KATHOLISCH		EVANGELISCH	November — Nebelung
1	Di	Allerheiligen	<p><b>Vor dem letzten Gang...</b></p> <p>Wir leben und wissen nicht wie lang, wir sterben und wissen nicht wann, wir reisen und wissen nicht wohin; mich wundert, daß ich so fröhlich bin. Wir leben so dahin und nehmens nicht in acht, daß jeder Augenblick das Leben kürzer macht.</p> <p style="text-align: right;">Oberösterreich</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>© Mensch gedenke stets, so froh und heiter du auch bist, daß jeder Schritt im Leben, ein Schritt zu deinem Grabe ist.</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Was bist du auf der Welt? Ein Wanderer! Bald erbt dein Gut und Geld ein anderer.</p> <p style="text-align: right;">Josef Hofmann</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Beglückt, wer in der Welt so eine Rolle spielt, daß, wenn der Vorhang fällt, er keine Reue fühlt.</p> <p style="text-align: right;">Böhmerwald</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Bei tausend Reisen hast du Glück, von einer kehrst du nicht zurück.</p> <p style="text-align: right;">Niederbayern</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Geh' nicht gedankenlos hier aus und ein, halt' offen Aug' und Ohr, die Seele rein!</p> <p style="text-align: right;">Schweiz</p>
2	Mi	Allerseelen	
3	Do	Hubert	
4	Fr	Karl Bor.	
5	Sa	Zacharias	
6	So	Leonhard	
7	Mo	Engelbert	
8	Di	Gottfried	
9	Mi	Theodor	
10	Do	Andreas, Avell	
11	Fr	Martin	
12	Sa	Kunibert	
13	So	Volkstrauertag	
14	Mo	Alberich	<p>Levinus</p> <p>Leopold</p> <p><b>Buß- u. Betttag</b></p> <p>Hugo</p> <p>Gelasius</p> <p>Elisabeth v. Th.</p> <p>Amos</p>
15	Di	Albert d. Gr.	
16	Mi	Gertrud	
17	Do	Gregor d. W.	
18	Fr	Eugen	
19	Sa	Elisabeth v. Th.	
20	So	Felix v. V.	
21	Mo	Mar. Opferung	
22	Di	Cäcilie	
23	Mi	Klemens	
24	Do	Emilie	
25	Fr	Katharina	
26	Sa	Konrad	
27	So	1. Adventsonntag	
28	Mo	Günther	<p>Günther</p> <p>Eberhard</p> <p>Andreas</p>
29	Di	Eberhard	
30	Mi	Andreas	
<p>Es gehen auf und unter: Sonne: 7.14—16.56 Mond: 21.03—11.53</p> <p>Am 22. tritt die Sonne ins Zeichen Schütze</p>			





KATHOLISCH		EVANGELISCH	Dezember — Julmond
1 Do	Eligius	Arnold	<p>Einem allzu hohen Fluge folgt gar oft der jähe Sturz, drum genieß' des Hauses Frieden, deine Lebenszeit ist kurz.</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Besser auf Erden ein Leben in Leid als nach dem Tode vermaledet.</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Das Leben gleicht dem Traume von einer Ewigkeit — hoch über allem Räume thront die Unendlichkeit.</p> <p style="text-align: right;">Emilie Schröder</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>In glücklich-troher Zeit vergil' dös Sprüchli net: „Z'meist schlafen Freud und Leid als Gschwister in oin Bett.“</p> <p style="text-align: right;">Egerland</p> <p style="text-align: center;">*</p> <p>Die Auswahl wurde aus dem Buche „1400 Hausinschriften“ von Josef Hofmann (1918) sowie aus der Spruchgutsammlung des Jahrbuchgestalters getroffen.</p> <p style="text-align: center;">. . .</p> <p>Anton Garkisch</p> <p><b>Sonderbar</b></p> <p>Webt mir Winterfrost Eisblumen ins Fensterglas, wähn' ich, im Freien sproßt Blume und Gras. — Wenn ich unter dem Baum Blütenweißes seh, narrt mich wieder ein Traum vom ersten Schnee.</p>
2 Fr	Bibiane	Brunhilde	
3 Sa	Franz Xaver	Cassian	
4 So	<b>2. Adventssonntag</b>		
5 Mo	Gottfried	Gottfried	<p>12 Mo Synesius Epimachus</p> <p>13 Di Lucia Lucia</p> <p>14 Mi Ingeborg Ingeborg</p> <p>15 Do Christiane Johanna</p> <p>16 Fr Adelheid Ananias</p> <p>17 Sa Hilde Lazarus</p> <p>18 So <b>4. Adventssonntag</b></p> <p>19 Mo Thea Lot</p> <p>20 Di Christian Abraham</p> <p>21 Mi Thomas Thomas</p> <p>22 Do Jutta Beata</p> <p>23 Fr Viktoria Dagobert</p> <p>24 Sa Hl. Abend Adam u. Eva</p> <p>25 So <b>Weihnachtsfest</b></p> <p>26 Mo <b>2. Weihnachtstg. Stephanitag</b></p> <p>27 Di Johann Johann</p> <p>28 Mi Unsch. Kinder Unsch. Kinder</p> <p>29 Do Th. v. Canterb. Jonathan</p> <p>30 Fr David David</p> <p>31 Sa Silvester I. Silvester</p>
6 Di	Nikolaus	Nikolaus	
7 Mi	Ambros	Agathe	
8 Do	<b>Mariä Empf.</b>	Edith	
9 Fr	Leokadia	Joachim	
10 Sa	Emma	Herbert	
11 So	<b>3. Adventssonntag</b>		
12 Mo	Synesius	Epimachus	
13 Di	Lucia	Lucia	
14 Mi	Ingeborg	Ingeborg	
15 Do	Christiane	Johanna	
16 Fr	Adelheid	Ananias	
17 Sa	Hilde	Lazarus	
18 So	<b>4. Adventssonntag</b>		
19 Mo	Thea	Lot	
20 Di	Christian	Abraham	
21 Mi	Thomas	Thomas	
22 Do	Jutta	Beata	
23 Fr	Viktoria	Dagobert	
24 Sa	Hl. Abend	Adam u. Eva	
25 So	<b>Weihnachtsfest</b>		
26 Mo	<b>2. Weihnachtstg. Stephanitag</b>		
27 Di	Johann	Johann	
28 Mi	Unsch. Kinder	Unsch. Kinder	
29 Do	Th. v. Canterb.	Jonathan	
30 Fr	David	David	
31 Sa	Silvester I.	Silvester	
<p>Es gehen auf und unter: Sonne: 7.14—16.56 Mond: 21.03—11.53</p> <p>Am 22. tritt die Sonne ins Zeichen Steinbock</p> <p>22. Winteranfang — Sonnenwende</p>			



## Goethe, der Weise, zum Vertreibungselend

... es verläßt der Mensch so ungerne das Letzte der Habe und so zog auf dem stau-  
bigen Weg der drängende Zug fort. Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren  
Tieren der eine wünschte langsam zu fahren, ein anderer eilig zu eilen. Da ent-  
stand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder und ein Blöken des  
Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer. Und ein Wehlaut der Alten und Kran-  
ken, die hoch auf dem schweren, übergepackten Wagen auf Betten saßen und  
schwankten. Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs, irrte  
das knarrende Rad; es stürzt in den Graben das Fuhrwerk, umgeschlagen, und  
weithin entstürzten im Schwunge die Menschen mit entsetzlichem Schrein in das  
Feld hin, aber doch glücklich. Später stürzten die Kisten und fielen näher dem  
Wagen. Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie unter der Last der  
Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen. Und so lag zerbrochen der Wagen  
und hilflos die Menschen: Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber, nur  
sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome. Aus „Hermann und Dorothea“

### Unsere Zeit braucht Menschen

ganz wahre, ganz wundervoll schlichte  
und klare, die, weil sie sich wissen von  
Gott gebunden, haben die heiligen Ma-  
ße gefunden für Enge und Weite in al-  
len Dingen. Menschen, die im Verbor-  
genen ringen, sind fest geworden, und  
fest nun stehn, ganz königlich frei, in  
Zügeln doch gehn, die sich selber mei-  
stern und dienen den andern, die als  
Zielgewisse durchs Dunkel wandern,  
die die Wahrheit lind und mit Liebe  
sagen, niemals verdammern und nie-  
mals verzagen, Menschen, die nimmer  
verlernen das Hoffen, weil ihnen all-  
zeit die Türe steht offen zum Herzen  
Gottes in Freud und Leid, solche Men-  
schen braucht unsere Zeit.

Willi Prosch 1934/1935

### Die Mundart

Die Mundart ist unsprünglichster und  
unmittelbarster geistiger Besitz des  
Volkes. Als lebendiges Erbe, von Ge-  
schlecht zu Geschlecht weitergegeben,  
reicht sie in stetem Fluß aus der uner-  
gründlichen Vergangenheit heraus in  
unsere Gegenwart. Wie die Mutter-  
sprache insgesamt die Nation bindet,  
so die Mundart den landschaftlichen  
Volksschlag...

Echte Mundartdichtung entstammt  
dieser engeren Gebundenheit. Ihre bö-  
denständige Kraft hebt sie inhaltlich  
und formal himmelhoch über vieles  
Machwerk, das unter dem gleichen Na-  
men läuft. Mundartdichtung muß, soll  
sie nicht nur als volkstümliche Über-  
tragung oder witzelnde Schriftstellerei  
erscheinen, zutiefst im heimatlichen Da-  
sein wurzeln. Es genügt nicht, „dem ge-  
meinen Mann aufs Maul zu sehen“ und  
dann den Vorwurf in die Form des er-  
lauschten Tonfalls und Wortgebrauchs  
umzugießen. Wer in der Sprache des  
Volkes dichtet, muß in ihr auch den-  
ken und fühlen. Dann erst wird nicht  
nur das Gewand, sondern auch der Ge-  
halt werkgerecht sein. Echte Mundart-  
dichtung ist immer dem dargestellten  
Stammestum und seinem besonderen  
Lebensgefühl und Lebensraum ver-  
pflichtet.

Dr. Gerhard Heilfurt

\* \* \*

Und handeln sollst du so, als hinge  
von dir und deinem Tun allein  
das Schicksal ab der deutschen Dinge  
und die Verantwortung wär' dein.

Immanuel Kant

# VOM HEIMATRECHT DER SUDETENDEUTSCHEN

Aus der Ansprache des Bayerischen Staatsministers Dr. Fritz Pirkel bei der Festlichen Eröffnung des Sudetendeutschen Tages 1976 in Stuttgart mit der Karls- und Kulturpreis-Verleihung

Wenn heute so viel von Freiheit und Selbstbestimmung für die Völker gesprochen und auch dafür gekämpft wird, dann müssen wir auch für uns in Anspruch nehmen, daß solche Freiheit wahrhaft unteilbar ist. Wir müssen immer wieder mit allem Nachdruck deutlich machen, daß wir alle davon getroffen werden, wo immer in der Welt die Freiheit mit Füßen getreten wird . . .

Gerade wegen ihres langjährigen Bemühens um eine freie Heimat in einem geeinten Europa dürfen wir von den Sudetendeutschen bei ihrem politischen Wirken in der Bundesrepublik und in den Bundesländern ein besonders waches Freiheitsbewußtsein und ein außergewöhnliches Engagement überall dort erwarten, wo es um die Sicherung und Erhaltung erworbener Freiheiten geht . . .

In diesem Jahr können die Sudetendeutschen ein besonderes Jubiläum begehen. Es jährt sich nämlich zum achthundertsten Male, daß in den böhmischen Ländern durch den Böhmenherzog Sobieslaw II. den Deutschen in seinem Lande jener Freiheitsbrief ausgestellt wurde, der als Magna Charta der Sudetendeutschen in die deutsche und die tschechische Geschichte eingegangen ist.

In dieser Urkunde von 1176 bestätigte der Przemyslidenherzog den Deutschen jene Freiheitsrechte, die ihnen schon sein Großvater Herzog und König Wratislaw II. hundert Jahre vorher gewährt hatte. Die Sudetendeutschen können also beim diesjährigen Sudetendeutschen Tage das 800-jährige verbriefte historisches Heimatrecht und ihre Freiheitsrechte als Volksgemeinschaft in den böhmischen Ländern hinweisen.

Wer den Wortlaut dieses Freiheitsbriefes richtig wertet, der erkennt, daß hier bereits ein echtes Volksgruppenrecht bestätigt wurde. Es ist ein tragischer Rückschritt und Sündenfall in der Geschichte der böhmisch-mährisch-schlesischen Länder, daß die Tschechoslowakische Republik des Thomas Masaryk durch die Verweigerung der nationalen Autonomie für die sudetendeutsche Volksgruppe im 20. Jahrhundert weit von dem abgerückt ist, was das Mittelalter bereits erreicht hatte.

Diesem jahrhundertealten historischen Heimatrecht der Deutschen im sudetendeutschen Raume, von vielen der späteren böhmischen Herzöge und Könige durch die Jahrhunderte immer wieder bestätigt, steht das Dekret zur Vertreibung der Sudetendeutschen des tschechoslowakischen Staatspräsidenten Edvard Beneš vom Jahr 1945 als ein Akt der Willkür, des Unrechts, der Geschichtslosigkeit und der Unfreiheit gegenüber. Ich möchte deshalb feststellen, daß dieses Vertreibungsdekret und seine 30jährige Wirksamkeit die 800 Jahre alten Rechte der Sudetendeutschen nicht tilgen konnte und nicht tilgen kann.

Die Vertreibung war zunächst eine politisch motivierte und durchgesetzte Aktion. Das Gesamtproblem der Vertreibung bleibt also dauerhaft eine politische Frage und erfordert stets aufs neue politische Antworten. Ehe nicht unter freier Zustimmung der Betroffenen — vertreten durch die hierfür legitimierten Landsmannschaften — die notwendigen vertraglichen Vereinbarungen zum Ausgleich des geschehenen Unrechts der Vertreibung getroffen sind, ist diese Vertreibung als politische Sache nicht abgeschlossen!

Wenn für die Weltorganisation der Vereinten Nationen das Problem der nicht einmal eine halbe Million palästinensischen Flüchtlinge eine offene Frage darstellt, können wir einfach nicht zulassen, daß über die Vertreibung von 12 Millionen Deutschen kurzerhand die Akten geschlossen werden und zur Tagesordnung der Weltpolitik übergegangen wird. Dagegen muß im Namen der Vertriebenen, im Namen Deutschlands, im Interesse von Humanität und Freiheit und Gerechtigkeit mit Nachdruck die Stimme erhoben werden. Wenn wir nämlich über die Tatsache der Vertreibung von 12 Millionen unserer Landsleute die internationale Politik einfach zur Tagesordnung übergehen ließen, dann würden wir zum Schaden für Hunderte von Millionen Menschen, die als nationale oder ethnische Minderheiten in allen Erdteilen leben, all jene ermuntern, die Politik nach dem unseligen Vorbild Stalins und Hitlers dauerhaft zu einem räuberischen und erpresserischen Geschäft degenerieren wollen. Dies darf aber nicht geschehen!

Staatsminister Dr. Fritz Pirkel, Vertreter des Schirmlandes Bayern, bei der Hauptkundgebung des Sudetendeutschen Tages 1976 in Stuttgart

Wir haben erkannt und erfahren, daß eine heimatvertriebene Volksgruppe aus ihrem lebendigen, geistigen und kulturellen Erbe und aus ihrem auf ein politisches Ziel hin ausgerichteten Volksbewußtsein starke Lebenskräfte schöpfen kann, die den materiellen Heimatverlust für eine gewisse Zeit zu überbrücken vermögen. Gerade in der Entfremdung von der Heimat verspüren wir aber in all unseren Lebensbezügen ihre Nähe noch stärker, erfahren wir zutiefst, was wir verloren haben und welche Kraftquelle uns fehlt.

Wir können andererseits an unseren aussiedlungswilligen deutschen Landsleuten in Böhmen, Mähren und Schlesien, in den unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten und den Staaten Ost- und Ostmitteleuropas erkennen, daß Heimat ohne Freiheit heimatlos macht.

Aus der Ansprache der Festlichen Eröffnung des Sudetendeutschen Tages 1976 durch Jörg Kudlich

Den Ursachen und Wirkungen des nationalen Selbsterhaltungskampfes der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei gilt es nachzugehen, ihre Benachteiligung als nationale Minderheit in einer Mehrheitsdemokratie zu durchleuchten, ihre Bedeutung als Pioniere einer modernen Industriegesellschaft, als Avantgarde eines modernen Schulwesens, ihr fortschrittliches Genossenschaftswesen zu würdigen, ebenso aber auch die — allerdings vergeblichen — Bemühungen starker Kräfte der Sudetendeutschen, wie etwa der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie, der Jugendbewegung und der aus ihr hervorgegangenen Menschen, den tschechoslowakischen Staat auf der Grundlage eines partnerschaftlichen Verhältnisses der Völker und Volksgruppen zu gestalten. Die sudetendeutsche Geschichte hat nicht — wie dies einige „Historiker“ darstellen — erst mit dem Jahre 1938 begonnen. Sie reicht tief in das frühe Mittelalter zurück, bekam jedoch ihre politische Aktualität erst mit der Errichtung des tschechoslowakischen Staates. Wer sich ernsthaft mit ihr beschäftigt, muß die Voraussetzungen kennen, die dazu führten, daß die Sudetenfrage 1938 zu einem Weltproblem wurde. Einer Geschichtsschreibung, die nur in Schwarzweiß malt, wird das nie gelingen. E. M.

# WIR MESSEN DIE ZEIT NICHT MIT DER ELLE

Aus der Rede des Sprechers der Sudetendeutschen Landsmannschaft  
Dr. Walter B e c h e r bei der Hauptkundgebung am Sudetendeutschen Tag 1976

Wer die Zeit mit der Elle mißt, irrt und kann sie nicht ergründen! Auch nach vielen Jahrzehnten können aus den Gemeinschaften des Leides Initiativen entstehen, die seine Ursachen — wie das Absterben der Glaubenskämpfe nach dem Frieden von Münster und Osnabrück nach dem Ende des 30jährigen Krieges — fürderhin tilgen. Der Ablauf des Alltags möge demgegenüber gleichgültig bleiben. Die Herzen der Menschen aber, der von ihnen bestimmte Tiefgang des Geschehens, haben andere Uhren. Und dieser Tiefgang bestimmt auch uns.

Die Tatsache, daß die Deutschen des Sudetenlandes über Generationen hinweg so eng zusammenstehen, daß sie alljährlich und immer und immer wieder zusammenkommen, ist nur aus der Kraft des Gemütes zu erklären, aus der sie in ihrer Gesamtheit und als Einzelne oft in weiter Ferne zu schöpfen vermögen.

Wer etwa das Heim unseres Ehrengastes und Preisträgers Prof. Josef Totzauer und seiner Gemahlin am Rande von New York betritt, der weiß, wie das Lied des Egerlandes inmitten fremder Umgebung ein Haus selbst 60 Jahre nach dem Verlassen der Ursprungsheimat erfüllt und zu prägen vermag.

Das Lied der Heimat trägt und versinnbildlicht das Geheimnis unseres Zusammenhaltes in ganz besonderer Weise. Wir müßten nicht auch im Rahmen dieses Treffens des 100. Geburtstages unseres Anton Günther gedenken, um in diesem Zusammenhang den Sänger des Egerlandes zu preisen:

Wo die Wälder heimlich rauschen,  
wo die Heid' so rötlich blüht,  
mit keinem König möcht' ich tauschen,  
weil do drubn mei Haisl stieht!"

Einem Volksstamm, dessen einfachste Menschen solches zu singen und zu sagen wußten, braucht man nicht zu erläutern, was der Unterschied zwischen einem freien Gemeinwesen und seinem Gegenteil ist. Er bleibt von Grund auf, von den Ursprüngen her Träger jener Werte, um deren Sicherung es jetzt allenthalben geht.

Wenn die Freiheit heute zum Leitwort einer Auseinandersetzung wurde, zu dem sich alle politischen Kräfte unseres Landes mit Eifer bekennen, brauchen wir nicht hintanzustehen.

Trotz allem Eifer im Schaffen materieller Werte, sind wir in all den Jahren nach der Vertreibung den meisten Bevölkerungsgruppen im Bekenntnis zu ideellen Werten vorangeschritten. Welch ein Idealismus war vonnöten, in einer Welt voller Gleichgültigkeit noch an die Heimat, noch an Deutschland, noch an die Solidarität mit unseren Nachbarvölkern zu glauben!

Wir haben diesen Idealismus aufgebracht. Wir widmeten ihm Tausende von Stunden im Dienste an der Gemeinschaft, die andere zur persönlichen Erholung verbrachten. Wir verschenkten sie an andere, weil wir überzeugt waren, daß es dieses Geschenk bedarf, um selber das wertvolle Gut des Gemeingeistes zurückzuempfangen.

## Wechsel der Volkszugehörigkeit

Nach der Vertreibung wurden die Grenzlanddeutschen manchmal gefragt:

„Warum seid ihr nicht einfach tschechisch (oder polnisch) geworden? Dann könntet ihr noch dort leben, wo ihr hergekommen seid!“ — Ja, warum sind sie es nicht geworden, tschechisch oder polnisch? Ist nicht ein Volkstum so gut wie das andere, ist das eigene wirklich ein Wert, der unbedingt bewahrt werden muß? — Eine Doktorfrage, ein Thema für Hochschulen, besonders für heutige. Im deutschen Grenzlande haben Millionen wider Willen die Hohe Schule des Volkstums und der Volkstümer durchmachen und diese Frage für sich beantworten müssen. Und sie haben diese Frage bejaht, noch dann, wenn sie den Strick nahmen und aus dem Leben gingen, das ihnen als Deutschen zur Hölle gemacht war, und das sie sich wohl hätten erleichtern können — durch die Preisgabe ihres Volkstums.

Weil die Grenzlanddeutschen ihr Volkstum in religiöser Tiefe erlebten, in ihm das Schicksalhafte, ja das Gottgewollte sahen, achteten sie auch das Volkstum der anderen. Sie waren die

letzten, die etwa einem Tschechen den Wechsel seiner Volkszugehörigkeit zumuteten, und in ihrem Garten war der Gedanke nicht erblüht, das deutsche Volk mit den „rassisch wertvollen Elementen“ aus dem tschechischen Volke anzureichern. Die Grenzlanddeutschen hegten ein heiliges Grauen vor dem Wechsel der Volkszugehörigkeit. Jeder sollte bleiben, als was ihn Gott geschaffen hatte. Ich habe es selber so manchmal in einen vollen Saal hineingerufen: ein anständiger Tscheche sei mir lieber als fünfzig zweifelhafte Deutsche!

Die Tragik, die vielen völkischen Mischehen innewohnte, blieb im Grenzlande jedem vor Augen. Es gab Familien, deren Kinder sich teils zum Deutschtum, teils zum Tschechentum bekannten, und sogar feindliche Lager bildeten, Abgesehen, von solchen schicksalsumwitterten Fällen.

Als verächtlich galt der Wechsel aus Gründen des persönlichen Vorteils, etwa bei Gelegenheit einer Einheirat; dergleichen wurde als das Letzte vom Letzten angesehen, ob es sich nun um ein Haus oder ein Königreich handelte.

**D**enn, wer wirklich einmal eine Heimat hat, der muß sie pflegen und lieb haben, und er sollte nur selten von ihr gehen. Die Welt ist nicht für ihn außerhalb; er muß in Geduld und Arbeit erwarten, daß sie zu ihm kommen aus allen Fernen, und die Dinge seiner Heimat erfülle mit aller Vielfalt, Größe und Herrlichkeit.

Rilke

**E**s reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen; nach einem glücklichen, goldenen Ziel sieht man sie rennen und jagen. Die Welt wird alt und wieder jung, doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Friedrich von Schiller

**H**ab nur den Mut, die Meinung frei zu sagen und ungestört! Es wird den Zweifel in die Seele tragen dem, der es hört. Und vor der Luft des Zweifels flieht der Wahn. Du glaubst nicht, was ein Wort oft wirken kann.

Johann Wolfgang von Goethe

Julius Hammer

### **Unsere Ernte**

Was unsere Väter schufen,  
sie schufen's mit Müh' und Beschwer';  
wir brechen die Frucht von den Zweigen,  
die sie uns gelassen zu eigen —  
den Vätern Preis und Ehr'!  
So sollen von unseren Taten,  
wenn wir im Grabe ruh'n,  
die dankenden Enkel sagen:  
„Sie pflanzten in müh'vollen Tagen,  
was uns're Ernte nun“.

Alfred Görgl

### **Geburtshaus an der Sprachgrenze**

Ein Nachbar Böhm, ein Nachbar Jud',  
dazwischen unser Giebelhaus,  
die Arbeit setzte nimmer aus,  
drum stritt man nicht, vertrug sich gut  
und lobte sonntags Mess' und Schmaus.

Zwei Stuben und ein Kuchelloch;  
Großmutter machte sonntags froh  
das Haus, das kräuterwürzig roch,  
nach Sauberkeit, nach frischem Stroh,  
es merkten's selbst die Tiere noch.

Hier wuchs ich auf, hier tat ich mit,  
vom Rosenkranz die Perle glitt,  
verdüstert ward der Weihnachtsstern  
vom Stern des Kriegs, der nicht mehr fern,  
o düstres Zeichen im Zenit!

Irmgard Rippberger-Gatscha

### **Mein Elternhaus**

Da hatte jedes Ding sein gut Bewenden,  
zu einem Ring im Gold'nen Schnitt gestellt,  
worin verknotet lagen all die Enden  
der weiten Wege und der großen Welt.

Die Sommersonne im Geblink der Scheiben  
war Glück, genau so wie des Schneesturms Macht;  
des Tages langes, werkerfülltes Bleiben,  
wie auch die Träume der gestirnten Nacht.

Zum Spielen gab es Platz / und zum Verweilen,  
zum Tun und Denken / für Gestalt und Traum  
und Raum für Liebe — / so viel Raum.

## GOTT, SEGNE DIESES HAUS!

Unheil und Unglück vieler Art, Gewalt, Tod, Hunger, Krieg, Mord, Haß, Unrecht, Grauen sind wie eine Lawine über die Menschheit hinweggerollt. Unheil und Unglück aber sind in so großer Fülle und Gewalt nicht faßbar, so wie eine laute Musik die Töne, aus denen sie besteht, nicht mehr erkennen läßt. Das Allgemeine kann uns von dem größten Leid, das Millionen Menschen traf, nichts sagen. Ich erzähle von eines Menschen schwerer Stunde und Bewährung.

Das namenlose Unglück erhält das Gesicht eines Mannes, dessen Augen uns leidvoll anblicken. Aber, daß der kleine Kaufmann Kilian Rößler das ihm zugefügte Leid als Leid auffaßte, das der verworrene Sinn der Menschen dem Menschen immer wieder zufügt, machte es so schrecklich, so nutzlos, hob es aber zugleich in ein Tröstliches, in das Tröstliche einer heimlich schluchzenden Resignation.

Für einen Augenblick hatte es geschienen, es könnte ihn überwältigen, so nahe, so unerbittlich griff es an sein Herz. Das war, als er, wo er es doch längst wußte und alle Vorbereitungen längst getroffen worden waren, am Morgen dieses letzten Tages den Aus-siedlungsschein auf das darauf angegebene Datum hin prüfte. Es stimmte, es war dieser Tag, an dem er mit seiner Familie sein Haus verlassen mußte. Eine Gewalt befahl es einfach, er hatte aus dem Haus fortzugehen, das er sich gebaut, eingerichtet, das er erhalten, vergrößert und das er geliebt hatte, weil es der Lohn für viel Arbeit und viele Entbehrungen gewesen war. Im allgemeinen daran zu denken, daß es ihm einfach weggenommen würde und er gehen müßte, ohne je wiederkehren

zu dürfen, das begriff er nicht, weil er es nicht faßte. Aber wenn er an das glitzernde Zünglein seiner Waage dachte oder an den einen Teil des Daches, der nicht mit Ziegeln, sondern nur mit Schindeln gedeckt worden war, weil es damals nicht zu mehr ausgereicht hatte, oder wenn er an das Schubfach mit dem Zucker dachte, das nicht so leicht glitt wie das, darin sich das Mehl befand, da wurde es ihm seltsam in der Kehle. Dann war darin das Schluchzen eines trockenen Weinens.

Es war also der 9. August 1946, und dieser Tag stand zugleich auf dem Aus-siedlungsschein und auf dem Blatt des großen Abreißkalenders im Laden Kilian Rößlers. Er sah das, trotzdem der Laden geschlossen war; seit die neuen Herren regierten, hatte er ihn nicht mehr öffnen dürfen. Es war ein richtiger Dorfaden, in dem vom Peitschenstiel bis zum Sonntagshut alles zu kaufen war. Kilian Rößler hatte das Geschäft gegründet, da der väterliche Hof zu klein für die vielen Söhne gewesen war, hatte mit einer schmalen Stube und einer Kiste voll Waren begonnen, einem richtigen Kramladen, der durch vieler Jahre Mühe zu diesem Geschäft geworden war.

Kilian Rößler trat hinüber in die Wohnstube und rief seinen Jüngsten. Mit ihm verließ er das Haus und stieg mit ihm schweigend den Hang hinauf dem Walde zu. Frau Mathilde schaute ihrem Manne ängstlich und erstaunt nach. Wohin ging er, jetzt, eine kurze Weile, bevor sie geholt würden, und auf den Wald zu, dahin zu gehen verboten war?

Kilian Rößler stieg mit seinem Sohne langsam höher wie bei einem sonntäglichen Spaziergang. Oben hielt er,

ERNST LEIBL

## Die alte Truhe

Eine alte, wuchtige Truhe stand im Heimathaus unterm Giebel. Für uns Kinder war sie ein kostbarer eine Märchen raunende Fibel. [Schatz,

Zwar meinte Mutter, es läge darin doch nur längst verstaubter Plunder. Wir wußten es besser. Es lagen in ihr in Plunder verwunschene Wunder.

Eine Borte von Mutters Hochzeitskleid barg den Traum vergangener Feste. Eine Flitterkrope, ein Leibchen aus das waren für uns keine Reste. [Samt,

Damit, so fing jedes Märchen an, das einer konnte ersinnen.

Die grinsende Maske, die Larve aus [Gold, so konnte die Fastnacht beginnen!

Die Maskerade vergangener Zeit berauschte zu Säumen und Träumen. Wie konnte aus altem Plunder doch berauschend das Leben schäumen!

Manch Brieflein auch fand ich im Truhengrund, vergilbt zwar und mühsam zu lesen. Doch gab es mir Freuden und Schmerzen gar vieler, die vor mir gewesen. [kund,

Drum alte Truhe, sei mir gelobt!  
Wir mußten zurück dich lassen.  
Ich zimmere eine Truhe neu.  
Soll den alten Plunder nur fassen!

schwieg und blickte aus. Er schaute zu einem der väterlichen Felder hinüber und dann zum Wald. Der väterliche Hof stand seit länger als einem Jahr leer, und die Felder waren brach geblieben. Es hatte sich niemand gefunden, der nach der Aussiedlung des alten Rößler den Hof übernommen hätte; die Arbeit in dieser Gebirgsgegend war hart und trug wenig ein.

„Kaum anderthalb Jahre sind sie nicht bestellt worden, und schon sind sie ganz verwahrlost und überwuchert“, sagte Kilian Rößler vor sich hin; er meinte die väterlichen Felder. „Das geht schnell“, fuhr er fort. „Dort den Acker bei den Birken haben wir, als ich ein Knabe gewesen war, aus einem Waldschlag gerodet. Jetzt beginnt auf dem Feld schon wieder Wald zu wachsen. Das geht schnell.“ Er besann sich wieder eine Weile. „Damals, unter der Arbeit, hat der Vater zu mir gesagt: Weißt du, Kilian, was der Wald sagt, dem wir diesen Flecken ablisten? — Sieh dich vor, Mensch, ich komme wieder! warnt der Wald uns Roder. — Nun kehrt er wieder, der Wald, und holt sich das Feld zurück. Das geht rasch.“

Der Vater schickt sich zum Gehen an, hält aber nach wenigen Schritten schon wieder und redet: „Im Krieg vor diesem Krieg, im Osten, weit drinnen, da habe ich den einen Feind des Menschen kennengelernt, die Steppe. Der andere ist der Wald. Wenn der Mensch seine Hände in den Schoß legt, dann sind die beiden Feinde da, die Steppe, die Ude, und der Wald, die Verwilderung. Sie vernichten des Menschen Werk, wenn seine Hände nicht mehr wirken wollen. Aber auch das Herz, der Sinn, — aber auch die Seele verwildert oder verödet.“

Die letzten Worte hatte Kilian Rößler leise, verschämt und schon im Weitergehen gesagt. Es waren seine letzten auf diesem Wege, dem letzten Weg über den Boden hin, der seine Heimat war.

Denn als er mit seinem Jüngsten zu seinem Hause kam, war eben der Lastkraftwagen vorgefahren und hatte die neuen, fremden Leute gebracht, die seinen Besitz in Besitz nehmen wollten.

Es vollzog sich rasch. Die neuen, fremden Leute standen und warteten, sie betreten das Haus nicht, solange die Verachteten und Verfeimten noch einen Fuß darin hatten; standen bei ih-

ren wenigen zerschissenen Koffern und Aktentaschen und Säcken, die sie als ihre Habe hierher mitgebracht hatten; standen und warteten, bis das Haus, das ihr Haus werden sollte, endlich geräumt wäre. Nur mit dem ältesten Sohn gab es einige Mühe; er war im Krieg zum Krüppel geworden und mußte in den schmalen Handwagen getragen werden. Nun war es soweit, nun standen alle schon vor dem Hause, und einer von den neuen fremden Leuten tat einen Schritt auf den neuen Besitz zu, ging aber nicht weiter und blieb, etwas abseits von seiner Gruppe, stehen.

Warum blieb Kilian Rößler noch? Warum ging er nicht, da alles soweit war? Er rührte sich nicht und stand und tat nichts, sagte nichts. Dachte er an seinen zweitältesten Sohn, der noch in Kriegsgefangenschaft irgendeines Feindes war und sein Vaterhaus nie wiedersehen würde? Es mußte nicht das sein, woran er jetzt dachte, vielleicht aber an die Fremde, an die Ungewißheit, an Not und Armut, in die er jetzt geworfen wurden. Er stand und sah sein Haus an, als müßte etwas geschehen. Wehklagend, trotzig, fluchend

hatten seine Nachbarn ihre Häuser, Höfe und Hütten verlassen; manche hatten ihren Besitz den Fremden in Verachtung und Zorn hingeworfen; die Gewohnheit war aufgekommen, Kreuze aus Salz auf den Fußboden zu streuen, um einen bösen Geist in das Haus zu locken.

Endlich bewegte sich Kilian Rößler, der erstarrt und wie tot dagestanden. Er nahm den Hut vom Kopfe, faltete die Hände, kniete vor der Hausschwelle nieder, wartete, bis seine Leute hinter ihm niedergekniet waren, blickte schweigend empor, als müsse sich auf dem Himmel ein Wunder begeben und diesen Augenblick verändern; schließlich las er, Wort für Wort und mit fester Stimme, wie aus einem heiligen Buch den Spruch vom Giebelbrett ab:

Gott, segne dieses Haus  
und alle, die da gehen ein und aus!  
Amen.

„Amen“ wiederholten seine Leute, und Kilian Rößler erhob sich als erster und seinen voran an den fremden Leuten vorüber, die als Sieger gekommen waren, fremden Besitz zu dem ihren zu machen.

**R**uneberg, ein hervorragender Dichter Finnlands, erzählt in einem Gedicht „Geduld und Entbehrung“, wie der Bauer Paavo ein schlimmes Jahr nach dem andern über sich ergehen läßt. Er tröstet seine verzweifelte Frau:

„Der Herrgott prüft uns nur, er verläßt uns nicht.  
Mische du ins Brot nur Birkenrinde;  
Ich werd' um so größ're Gräben ziehen —  
Doch vom Herrn will ich die Frucht erwarten!“

Als dann endlich die Ernte gerät und sich beide der überstandenen Prüfung freuen, jubelt die Frau, jetzt endlich Brot ohne Rinde backen zu können. Da ergreift der Bauer seines Weibes Hand und sagt:

„Frau, o Frau, nur der besteht die Prüfung,  
Der den dürft'gen Nachbarn nicht verläßt.  
Mische du ins Brot zur Hälfte Rinde,  
Denn erfroren steht des Nachbarn Acker.“



Blick auf Ketzelsdorf.

OTTO ZERLIK

## Im schönsten Wiesengrunde . . .

Von Madeira her zogen wir auf der 15 000 Bruttoregistertonnen großen STELLA SOLARIS schon seit acht Tagen — bei einem ausgesprochenen Jahrhundertwetter — über den Atlantik. Sie sei, so die Beschreibung, das „luxuriöseste Kreuzfahrtschiff der Welt in dieser Größe“. Jedenfalls pflügte der „Sonnenstern“ unentwegt in majestätischer Grazie die dunkle Flut. Mitunter karierten den lichtblauen Himmel einige leichte Wolkenfelder. All die Tage aber war am weitgespannten Himmelsbogen auch nicht ein Flugzeug

aber auch auf der weiten Wasserschleibe kein Master zu erblicken.

Meine Augen luchsten nach spielenden Delphinen, die nur selten zu sehen waren. Dagegen segelten immer wieder, vereinzelt, aber auch in Schwärmen von 20 Stück über die dunkle Flut fliegende Fische. Es war fast so, als ob sie von den silberschäumenden Bugwellen über ihr Element hinweg katapultiert würden. Gewiß bangten sie um ihr Leben. Sie erscheinen fast gläsern. Das kommt wohl davon, daß ihre großen Brustflossen, die förmlich den Tragflä-

chen der Flugzeuge gleichen, schier durchsichtig sind.

Es mag absurd klingen, aber mich erinnerte diese Betrachtung stark an meine Kindheit. Die wie gläserne Wesen dahinschwebenden Meeresbewohner nahmen sich (natürlich beträchtlich größer) fast so aus wie die Libellen, die im Hochsommer über die heimatischen Gewässer sirrten. Wir nannten diese starrflügeligen Insekten Sonnendocken. Wie schön, wie bildlich und gleichnishaft spricht doch die Volkssprache viele Dinge an. Die Puppe, das allerliebste Spielzeug der Kleinmädchen, hieß bei uns Docke. Und zur Libelle, zu diesem sonnenliebenden Insekt, sagten wir Sonnendocke. Sonnenpuppe wäre somit, unserer Mundart nach, die schriftsprachliche Bezeichnung für diesen räuberischen Flugjäger. — Wie im Traumflug war mit einem Mal die zeitlich und räumlich ach so weitentrückte Kindheit mit all ihren armen und doch so schönen, naturverbundenen Tagen wie herbeigezaubert. Und das allein durch die kleinen fliegenden Fische in den weiten Weiten des Atlantischen Ozeans...

Während vor uns die sinkende Sonne das Firmament tiefdunkelrot färbte, verglomm fernab achtern ein Gewitter in matten Erhellungen. Inzwischen stieg die Nacht im vollen Ornat auf, der Sternchor präsentierte sich in langen Reihen. Die Augen versuchten den Nordstern zu erspähen. Wie leicht ist er doch zu orten. Der Große Wagen macht sich förmlich als Wegweiser erbötig. Seine Hinterachse nach oben hin fünfmal überschlagen und es bedarf keines langen Suchens mehr. Wie oft praktizierten das doch die Augen des Wandervogels auf vielen Reisen und Wanderungen. „Hat man ihn“, so weiß man ungefähr in die Richtung zu deuten, in der die Heimat liegen mag. Tausend Kilometer mehr

oder weniger, das hat in diesem Falle nicht viel zu sagen.

Also, auch diesmal erfüllten meines Leibes Fenster ihren getreuen Dienst. Sie ließen meine Gedanken dahin gehen, wo nun die Wälder stumm im Winterkleid verharren, während hier die Tropenwärme brütete. Und wie ich mich, im Liegestuhl dahingestreckt, von dem lieblich-lauen Ozeanwind umspielen ließ und die Augen dem Sternenhimmel anvertraue, da lag mir plötzlich das schöne Hermann-Claudius-Gedicht auf der Zunge:

Von den Sternen ist meine Seele gekommen. Die haben es mir nämlich anvertraut. Zu den Sternen kehrt meine Seele zurück.

Dieser liebenswürdige norddeutsche Lyriker, dessen Urahn uns das wunderbar bescheidene und doch so bezaubernde „Der Mond ist aufgegangen...“ geschenkt hat, war mir plötzlich nahe. Und während ich von ihm, von meinem alten Freund Hermann Claudius, für mich weitere Sprüche wie „Die Sterne leuchten wie ein Liebeslied...“ „Und aus dem Dunkel sternenweit, da kommt es her wie Ewigkeit!“ zitiere, da hebt doch unweit von mir am Oberdeck eine weiche, wohltonende Frauenstimme zu singen an: „Dich, mein stilles Tal...“

Jäh aus meinem sternenveträumten Heimwärtsdenken erwachend, richtete ich erneut meine Augen zum Nordstern. Aber nicht um seinetwillen, sondern wohl darum, um mich „im schönsten Wiesengrunde“ zu ergehen, von dem ich so manche Stunde in die Ferne ausgezogen war. — Weit bin ich in der Welt umhergekommen, Meere habe ich kennengelernt und große Strecken in den Lüften zurückgelegt, während es in dir, in meinem stillen Tal, längst totenstill geworden ist.

Heimat ist für uns nicht bloß Erinnerung. Sie lebt in uns. Sie ist Aufgabe und Verpflichtung, Rettung und Mehrung des alten Kulturgutes. A. Blaha

# Erklärung der Jugend / DJO

Anläßlich der Charta — Gedenkstunde am 23. 8. 1975

Acht Monate nach Verkündung der Charta der deutschen Heimatvertriebenen entstand im April 1951 der Jugendverband „Deutsche Jugend des Ostens“. Er hat dieses bedeutende Manifest der deutschen Heimatvertriebenen in seine Satzung aufgenommen.

Die Ablehnung von Rache und Vergeltung ohne Preisgabe des Rechtes auf die Heimat war der Gewaltverzicht einer Generation, die die Schrecken des Krieges und der Vertreibung in lebendiger Erinnerung hatte. Mit dem Aufruf zur Einigung Europas und zum Wiederaufbau des zerstörten Deutschlands wies die Charta schon damals in die Zukunft.

Die junge Generation des Jahres 1975 steht vor der Aufgabe, die Grundsätze von 1950 in zeitgemäßer Form zu verwirklichen.

1. Mit unserem Bekenntnis zur Charta der deutschen Heimatvertriebenen erneuern wir die Absage an die Gewalt und das Bekenntnis zum Recht auf die Heimat. Gewaltverzicht und gegenseitige Toleranz sind Voraussetzung für das friedliche Zusammenleben von Menschen und Völkern. Wem es um den Gewaltverzicht als Ausgangspunkt für die Verständigung ernst ist, der muß auch die elementaren Möglichkeiten eröffnen, damit Menschen miteinander sprechen und einander verstehen lernen.

- den freien und gesicherten Austausch von Meinungen und Informationen,
- die freie Begegnung der Menschen, insbesondere der Jugend,
- die Gewährung der Freizügigkeit als jenem personalen Grundrecht, das die Mauern abträgt und die Grenzen in Europa überwindet.

Dies muß auch für uns gelten.

2. Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen stand mit am Beginn der Entwicklung unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Sich zur Charta zu bekennen heißt, diese freiheitlich-demokratische Grundordnung gegen alle totalitären Ansprüche nach innen und außen zu verteidigen.

Im Geiste der Charta zu handeln heißt auch, sich den sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen des Jahres 75 zu stellen . . .

3. Bereits die Verfasser der Charta wollten ein in Freiheit geeintes Europa. Die DJO hat diesen Gedanken von Anfang an aufgegriffen und ihn zuletzt durch die Erweiterung ihres Namens in „DJO — Deutsche Jugend in Europa“ zu einem ihrer politischen Hauptanliegen gemacht.

Die freie Begegnung junger Menschen verschiedener Völker ist der erste Schritt, um eine Gemeinsamkeit in den Grundfragen des friedlichen Zusammenlebens zu finden, nämlich in

- der gleichen Achtung der Menschenrechte,
- der gegenseitigen Anerkennung des Rechtes, frei in seiner Heimat leben und sich entfalten zu können,
- gegenseitigem Zugeständnis des Rechtes auf Selbstbestimmung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse,

- der gemeinsamen Bereitschaft, nach Sicherungen für das Zusammenleben der Völker und Volksgruppen zu suchen,
- einem allgemeinen Volksgruppenrecht und dem generellen Verbot von Vertreibungen.

Wir wollen das politische, geistige, kulturelle, wirtschaftliche und religiöse Erbe der Ostdeutschen in eine freie europäische Zusammenarbeit der Zukunft in zeitgemäßer Form einbringen.

Dazu brauchen wir die Solidarität der gesamten jungen Generation.

4. Der Tatsache der Unfreiheit und Trennung von Menschen und Völkern stehen umfangreiche offizielle Erklärungen zur Zusammenarbeit in Europa gegenüber; ohne Taten schaffen diese aber keinen Frieden. Bei dem Verzicht auf Gewalt und dem Bekenntnis zur Freiheit und Selbstbestimmung muß jede Täuschung ausgeschlossen werden.

**So wollen wir dazu beitragen, daß Frieden und Freiheit in Europa entstehen.**

## Von der Wertschätzung des Brauchtums

Wahres Brauchtum pflegen, heißt mehr als einem bloßen Vergnügen huldigen. Brauchtümer verkörpern zuweilen gläubige Ordnungsregeln und wirken nicht selten gemeinschaftsbildend in herkömmlichen, rechtlichen Formen. Fast jede Festzeit hatte zumindest im Brauchtum festgefügte Regeln, eine jede dominierende Feier auch brauchtümlichen Charakter.

Kindheit und Jugend werden durch Brauch und Sitte im Lebensweg verkettet und das Alter wird immer wieder durch die brauchtümliche Verwobenheit frohgestimmt. Die Gemeinde aber als solche wird seelisch-beschäftigt und im Arbeitstempo ebenso wie in der Festtagsstimmung bestärkt. Im Brauchtum wird weder der Faulheit noch der Saumseligkeit ein gutes Wort geredet. Im Gegenteil. Durch das Brauchtum werden vielmehr Fleiß und Arbeitszeit in froher Weise kurzweilig beeinträchtigt.

Leider fehlen hierüber, genau so wie über seine arteigene, soziale und religiöse Substanz, noch verlässliche Bewertungsmaßstäbe. Auch das eigentliche kulturelle Gefüge unserer Brauchtümer ist noch immer nicht in letzter Klarheit umrissen.

Jedenfalls gilt es, in unserer schnellebigen Zeit, jede Stunde zu nützen, um die noch erfaßbaren Brauchtumswerte zu sichern. Sie sind noch längst nicht alle erfaßt und bearbeitet, die bis zu unserer Vertreibung im Schwange waren und heute wenigstens noch bei vielen Alten in der Erinnerung leben.

Die Bräuche, zumal die örtlich-gebundenen, waren dazu angetan, Lebensgemeinschaften zu festigen. Brauchtumsabweichungen gab es oftmals schon von Herrschafts- zu Herrschaftsgebiet, ja zuweilen selbst von Gemarkung zu Gemarkung. Aber schon kleine örtliche Verschiedenheiten, ja mitunter schon Abweichungen im Wortlaut oder in der Darstellung können für die Forschung wichtig sein. Mitunter läßt sich durch Gegenüberstellungen Echtes und Ursprüngliches ermitteln.

Noch, ja noch läßt sich davon manches festhalten! Und nur durch die Erfassung und Festlegung würdiger Brauchtumsformen durch natürliche Brauchtumsträger bzw. -überlieferer könnte es auch möglich sein, auf diesem Gebiet einen maßgebenden Beitrag zur Volkstumserneuerung — die nottut! — zu leisten.

## Das deutsche Bauernhaus

Das deutsche Bauernhaus entspringt der Berührungsfäche von Natur und Kultur; es senkt seine Wurzeln tief in den Heimatboden hinab und ragt mit seinen stolzesten Vertretern in den Bezirk höfischer Kunstdenkmale hinein. In ländlicher Umgebung wird es mit bodenständigen Baumitteln von Menschen errichtet, die nach Herkunft und Beruf mehr als jeder andere Lebenskreis des Volkes in der Natur verwurzelt sind; es trägt daher alle Merkmale eines natürlichen Gewächses an sich. Gleichzeitig aber ist es das bewußte Erzeugnis jener bäuerlichen Mutterschicht unseres Volkes, welche durch die Bekämpfung der Urlandschaft die Grundlagen unserer Kultur gelegt und die reichen Kräfte der Natur in den Dienst des Menschen gezwungen hat. Aus dieser fruchtbaren Spannung zwischen Natur und Kultur, zwischen den Bedingungen des Landes und den Bedürfnissen des Menschen gehen die stärksten Triebkräfte der Hausentwicklung hervor. Vor allem in der Überbrückung dieses Gegensatzes äußert sich kulturelles Schöpferium, das dem deutschen Bauern in hohem Maße zukommt.

Der deutsche Bauer ist durch ein großes Maß technischer und künstlerischer Begabung, durch starken Kulturwillen und hohe Kulturfähigkeit ausgezeichnet. Die in Klima und Boden vorgebildeten Möglichkeiten fanden in ihm einen zielbewußten Erwecker. Diese Wechselwirkung zwischen Boden und Mensch ließ in dem deutschen Bauernhause ein Gebilde erstehen, aus dem gleichzeitig die Seele der Landschaft und der Geist ihres Erbauers spricht. Natur und Kultur sind in ihm auf das glücklichste vermählt. In ihm hat der Stimmungsgehalt der Landschaft seinen sinnfälligsten Ausdruck, das kultu-

relle Streben des Bauern seinen beredtesten Niederschlag gefunden; es erscheint uns als letzte ausgereifte Frucht der Landesnatur und als Spiegel des bäuerlichen Wesens zugleich.

Die Entwicklung des deutschen Hauses wird nicht nur durch diese natürlichen Voraussetzungen, sondern auch durch geschichtliche Kräfte bestimmt. Das Haus ist in starkem Maße von den historischen Schicksalen seines Standortes und von seiner wirtschaftlichen und kulturellen Einbettung in das Umland abhängig. Obwohl die volkliche Eigenart seines Erbauers mit an der Spitze seiner artbestimmenden Kräfte steht, so ist doch das Haus nicht in dem Maße national wie die Sprache. Im Gegenteil: die moderne Hausforschung hat gezeigt, daß Europa in eine beschränkte Zahl von Kulturkreisen zerfällt, die von den Sprachgebieten unabhängig sind. Meist haben sich am Aufbau eines Kulturkreises in jahrhundertelanger Arbeit mehrere Völker beteiligt und der Forscher kann durch vorsichtige Vergleiche und zahlreiche Längs- und Querschnitte die Schichten bloßlegen, welche die einzelnen Völker und Zeiten zu dem Kulturgefüge des Hauses beigetragen haben. Die Kulturkreise des deutschen Hauses stellen keine toten, sondern werdende Gebilde dar, die in bezug auf Ausdehnung und Aufbau in steter Veränderung begriffen sind. Einzelne Landschaften zeichnen sich dank der Brauchbarkeit ihrer Bauformen durch eine besondere Aktivität aus, in anderen wieder wird der bodenständige Bestand durch einbrechende Neuerungen des Umlandes überschichtet und von Grund aus umgestaltet. Die Innigkeit der gegenseitigen Durchdringung und das Gefüge der Verzahnung zeigen

sehr klar an, ob wir uns in einem Frontabschnitt befinden, in dem durch die Passivität der Nachbarn vorwiegend Ruhe herrscht, oder ob nachweisbare Kulturüberschichtungen Sieg und Niederlage, Vordringen und Zurückweichen eines Gegners zum Ausdruck bringen.

Gemäß den beiden Haupttriebfeuern der Hausentwicklung, den natürlichen und geschichtlichen Kräften, muß auch der Weg der deutschen Hausforschung ein zweifacher sein: sie muß räumlich beschreibend und zeitlich entwickelnd verfahren, sie muß einen kulturgeographischen und einen kulturgeschichtlichen Ast besitzen. Beide Zweige sind so eng miteinander verflochten, daß es nicht vorteilhaft ist, sie zu trennen. Ein Vorzug der sachkundlichen Forschung besteht darin, daß sie oft Altes und Junges, Ursprüngliches und Hochentwickeltes nebeneinander im Untersuchungsfelde vertreten findet. Dies trifft vor allem für die Rückzugsgebiete der volkstümlichen Kultur zu; hier entspricht das räumliche Nebeneinander der Formen dem zeitlichen Nacheinander der Entwicklungsstufen. Wie aus einem typologischen Bilderbuche kann hier der Forscher die Geschichte seines Gegenstandes aus dem Gelände ablesen. Erst durch das eingehende Studium primitiver Hausformen, die noch heute bestehen, kann man den alten Nachrichten über das Haus Anschauung und Lebensnähe verleihen. Da sich die Vorformen des deutschen Hauses im Randgebiete des deutschen Volks- und Kulturbodens besser als in Binnendeutschland erhalten haben, wird der deutsche Hausforscher gerade in diesen Grenzbereichen ein besonders dankbares Untersuchungsfeld finden. Während sich die frühere Hausforschung in einer oberflächlichen Gesamtbetrachtung des Hauses erschöpfte und zu einer voreiligen Aufteilung der Hausformen auf die deutschen Stämme gelangte, bricht sich jetzt die Meinung Bahn, daß das

Haus nicht als starre Einheit, sondern als Überlieferungskomplex zu betrachten ist, der aus vielen Einzelteilen verschiedensten Alters und verschiedenster Herkunft zusammengesetzt ist. Jeder dieser Teile von Haus und Hausrat hat seine eigene Geschichte und seinen eigenen geographischen Ausdehnungsbereich. Dem Aufbau des modernen Sprachatlas vergleichbar, wird auch der künftige Atlas der deutschen Hausformen aus zahlreichen Einzelkarten über die Verbreitung der Bauteile bestehen.

Aber die Grenzlinien dieser Bauteile sind durchaus nicht fest, sondern in steter Veränderung begriffen. Der künftige Hausforscher wird daher seine Aufgabe nicht so sehr in der Feststellung von Grenzen als von Bewegungen sehen. Eine heute ermittelte Grenze kann bereits morgen veraltet sein; die Richtung des Kulturstromes bleibt aber oft jahrhundertlang die gleiche. Er ist die Ursache aller Veränderungen der Kulturlandschaft und drückt ihr im Zusammenspiel mit seinen Gefährten das kennzeichnende Gepräge auf. Kulturbewegungen müssen nicht immer Volks- und Stammeswanderungen zur Voraussetzung haben. Dieser Weg der Kulturübertragung kommt nur für die frühgeschichtliche Zeit in Betracht. Nach vollendetem Landesausbau breitet sich der Kulturbesitz einer Landschaft selbsttätig aus. Das Bestehen von Verkehrsbeziehungen zum Umlande vorausgesetzt, fließen aus dem Gebiete der höheren Kultur Elemente höherer Daseinsformen in die kulturärmere Nachbarschaft ab. Man kann von einer selbstherrlichen Wanderung dieser Kulturelemente von Dorf zu Dorf und von Land zu Land sprechen, der sich kein kulturfreudiger und kulturfähiger Mensch willentlich verschließen wird. Indem diese Kulturwellen immer weiter ausgreifen und immer tiefer gehen, wird das gesamte Umland stufenweise dem Kerngebiet



Petzer: Der Skishersteller Mitlöhner bei der Arbeit.

(Foto: J. Sommer)

der Hochkultur angeleglich. Unsere Hausaltertümer stellen daher eine völlig unausgeschöpfte Quelle zur Erforschung von Kulturbewegungen dar, in der sich Ursprung, Richtung und Ziel einer Strömung mit ungeahnter Feinheit spiegeln. Wer sich daran gewöhnt, das Bauernhaus, jenes vermeintlich so ungeschichtliche Gebilde, nach diesen Grundsätzen zu betrachten, dem bietet sich ein Bild von stärkster Bewegung und Wandlungsfähigkeit. Das Haus ist kein toter, entwicklungsloser Gegenstand, sondern ein lebendiger Organismus von Bauteilen, die immer in Unruhe, in Mischung und Ausgleich, in Bewegung und Wanderung begriffen sind. Das deutsche Haus hat an den geschichtlichen Wandlungen im Antlitz der deutschen Kulturlandschaft entscheidenden Anteil; es ist ihre Ursache und ihr Ergebnis zugleich.

Das deutsche Bauernhaus zeichnet sich durch Stattlichkeit und Formenfülle aus. Es ist stattlicher als das seiner romanischen und slawischen Nachbarn, weil klimatische und soziale Ursachen seinem Größenwachstum günstig waren. Während sich unter der warmen Sonne des Südens ein wesentlicher Teil des gesellschaftlichen und familiären Lebens im Freien abspielt, ist der deutsche Mensch durch die Rauheit seines Landes gezwungen, viel häufiger den Schutz der Wände aufzusuchen. Er hat daher in viel stärkerem Maße als der Südländer das Bedürfnis, sein Haus wohnlich zu gestalten und kulturell zu heben. Aber auch für so manche Maßnahme der Wirtschaft bedarf man in dem rauben Mitteleuropa eines geschlossenen Raumes. Während sich in den Mittelmeerländern die Drescharbeit im Freien vollzieht, ist im Norden zur Aufbewahrung und Verarbeitung des Getreides die geschlossene Scheune notwendig, welche bereits in germanischer Frühzeit die Aufmerksamkeit der Südländer erregte. Im Süden spielt bei dem Mangel an Wie-

sen und künstlichem Futterbau die Milchwirtschaft eine nebensächliche Rolle und die Buttererzeugung wird durch den vorherrschenden Gebrauch des Speiseöls auf ein geringes Maß beschränkt. Aber gerade dem Grasbau und der Milchwirtschaft kommen im Arbeitsleben des mitteleuropäischen Bauern große Bedeutung zu; sie haben neben der germanischen Scheunewirtschaft an der Raumgestaltung des deutschen Bauernhauses hervorragenden Anteil. Zu diesen klimatischen Ursachen gesellen sich Gründe sozialer Art. Während in Italien und den slawischen Ländern der Brauch uneingeschränkter Erbteilung zu einer weitgehenden Zersplitterung der Grundstücke geführt hat, herrschte in den meisten Landschaften Deutschlands das Anerbenrecht, das die Geschlossenheit der Bauerngüter erhielt oder sie doch nie unter das Minimum einer Familiennahrung herabsinken ließ. Der deutsche Bauer ist im allgemeinen reicher und gebildeter als sein romanischer oder slawischer Standesgenosse. Es ist klar, daß sich der auskömmlichere Grundbesitz und die höhere Bildung auch in der größeren Stattlichkeit des Gehöftes ausdrücken.

Das deutsche Bauernhaus ist aber auch formenreicher als das seiner Nachbarn. Während das osteuropäische Rauchstubenhaus in öder Gleichförmigkeit den riesigen Siedlungsbereich der Ostslawen erfüllt und das romanische Kaminhaus mit geringen Abwandlungen den größten Teil Frankreichs und Italiens bedeckt, weist der deutsche Kulturboden Mitteleuropas einen besonderen Reichtum an Hausgestalten auf. Hier ist auf engem Raum mehr Mannigfaltigkeit vereint als in dem Riesensbereich aller Nachbarvölker zusammen. Deutschland, das Kernstück Europas, hat nicht nur an allen Hausformen seiner Nachbarn teil, sondern brachte überdies eine besondere Fülle selbständiger Schöpfungen hervor, die

in Boden und Volkstum verankert sind. Dieser Reichtum an Hausformen gibt der deutschen Kulturlandschaft ihr besonderes Gepräge. Aus methodischen Gründen müssen wir die bunte Mannigfaltigkeit hauskundlicher Tatsachen zu einer beschränkten Anzahl räumlich und zeitlich gebundener Typen verdichten, zwischen denen sich die Kultur- und volkskundlichen Lebens mit ihren Misch- und Übergangsformen vollzieht. Dabei muß man stets bedenken daß diese Typen nur wissenschaftlich abstrahierte Grundformen darstellen, die kaum jemals Fleisch geworden sind; in unaufhörlichen Mischungen und Entmischungen aber vollzieht sich das gesamte körperliche und geistige Leben mit allen seinen Funktionen. Es ist also weniger Wert auf Typen als vielmehr auf Misch- und Übergangsformen zu legen. Der größte Teil Europas ist nicht von Reinkulturen, sondern von Misch- und Übergangsgebieten erfüllt. Hier hat der Hausforscher die wertvollsten Aufschlüsse zu erwarten, hier findet er die Kräfte am Werke, die das Bild der deutschen Kulturlandschaft formen halfen.

Bei aller Formenfülle weist das deutsche Land eine klare Gliederung des volkstümlichen Bauwesens auf. Die Lagerung und das landschaftliche Gepräge der deutschen Bauformen sind so übersichtlich, daß dem Kenner ihre Zuordnung zu den deutschen Gauen nicht schwerfällt. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Kernstück des deutschen Volksbodens durch die großräumigen Bezirke des nieder- und mitteldeutschen Hauses erfüllt wird. Die Randlandschaften erweisen sich als Übergangsgebiete in den Herrschaftsbereich nordgermanischer, slawischer und romanischer Hausformen. Gegenüber der hauskundlichen Großräumigkeit des Mittelstückes ist nach unseren Hausformenkarten (Peßler, Haberlandt) für den Nord- und Südrand des deutschen Volksbodens eine besondere

Häufung kleiner Typengebiete feststellbar. In Wahrheit aber handelt es sich wohl auch hier um allmähliche Misch- und Übergangsformen, die nur durch die örtliche Hausforschung in ihrer räumlichen Ausbreitung schärfer erfaßt sind als die nicht minder bedeutenden Übergangsformen nach West- und Osteuropa. Der kulturelle Austausch über die Grenzen des deutschen Volkslandes ist natürlich in den einzelnen Randgebieten sehr verschieden. Die Lebhaftigkeit dieser Umschlag- tätigkeit hängt von dem Verlauf und der Stärke des Kulturgefälles, von der kulturellen Aufnahmebereitschaft der Nachbarn und von der Wegsamkeit des



Geländes ab. In manchen Fällen werden sich natürliche Hindernisse, Herrschafts-, Landes- und Staatsgrenzen als Schranken der Kulturübertragung erweisen. In der Regel aber vermag nicht einmal die Sprachgrenze dem siegreichen Vordringen einer bewährten Hausform Einhalt zu gebieten. Jedenfalls sind zahlreiche Merkmale des deutschen Hauses allen sprachlichen und natürlichen Hindernissen zum Trotz weit nach dem Westen, Norden und Osten vorgestoßen. Man kann mit Recht behaupten, daß sich der Deutsche um die Begründung der volkstümlichen Wohnkultur Europas ein besonders großes Verdienst erworben hat.

# SUDETENDEUTSCH - in seiner heutigen Bedeutung

Eine Erläuterung zu der für die sudetendeutsche Volksgruppe so wichtigen  
Wortprägung von Ihrem Schöpfer

Dr. h. c. Franz J e s s e r

Den am 1. Juli 1870 im bäuerlichen Schönhengst geborenen und am 16. März 1954 in der Vertreibung verstorbenen Dr. h. c. Franz J e s s e r nennen die Gedenkspalten gewöhnlich „Politiker und Schriftsteller“. Angesichts seiner vielfältigen Tätigkeit im Volkstumsbereich besagt diese Bezeichnung zu wenig. J e s s e r war der „Klassiker der deutschen Schutzarbeit in den Sudetenländern“. Mochten auch die seinerzeitigen Wanderredner (Wanderlehrer) des Bundes der Deutschen und des Schulvereins bzw. des nachmaligen Deutschen Kulturverbandes jeder für sich neben der Verbandsarbeit ein volkstümliches, kulturelles oder soziales Steckenpferd geritten haben, der „Universelle dieser ideellen Berufsgruppe“ war Franz J e s s e r. Ihm gebührt der unbestrittene Ruhm auf diesem Gebiet. Er war es, der unter dem Begriff „Volkschutzarbeit“ alle Belange des Sudetendeutschtums umrissen wissen wollte. So verdanken wir ihm auch (und nur ihm!) die Prägung und Deutung des Wortes „Sudetendeutsch“ in der von uns gebrauchten Bedeutung als Volksgruppenbezeichnung.

Von dieser Tatsache ausgehend, bat ich im Jahre 1948 J e s s e r um eine nähere Erläuterung dieser seiner Wortprägung. Der damals in Untersöcking in Oberbayern Lebende, der sehr um sein Augenlicht bangte (er war dem Erblinden nahe), erfüllte mir diese Bitte und schrieb auf elendes, tintenfeindliches Reichsmarkpapier handschriftlich folgendes zum Wort SUDETENDEUTSCH. Das Original befindet sich in meinen Händen. O.Z.

[www.fiesengebier.de](http://www.fiesengebier.de)

Unter-Söcking, 1. 10. 1948

Das Wort „Sudetendeutscher“ habe ich zugleich mit dem Worte „Sudetenländer“ (Böhmen, Mähren, Ost-Schlesien) b e w u ß t als zwei Sammelnamen in einem Aufsätze in dem Wochenblatt „Deutscher Volkbote“ in Prag, herausgegeben von Anton Kießlich, im Jahre 1902 angewendet. Ob der Aufsatz von mir mit F.J. gezeichnet ist oder mit xxx, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich habe damals als Wanderlehrer des B.d.D.i.B. die Propaganda für die Gründung eines **D e u t s c h e n V o l k s r a t e s f ü r B ö h m e n** eingeleitet, nachdem ich vorher die Zusicherung der Unterstützung der Bundesleitung erhalten hatte. Ich arbeitete im Einvernehmen mit Dr. Titta. Besonders gefördert wurde ich durch den Obmannstellvertreter des Bundes (Kießlich), zugleich Herausgeber des Bundesorgans, durch den Chefredakteur der Leitmeritzer Zeitung, Melzer, durch den Schriftleiter der Deutschen Volkszeitung in Reichenberg, Knieschek, durch Dr. Köfer (später Gründer der Deutschen Volksbank) und durch den Reichstagsabgeordneten (Josef) Tschan in Bilin. Als Mährer war mir Sinn und Methode des dort von S. Braß geleiteten Volksrates bekannt.

Die genannten Herren teilten meine grundsätzliche Auffassung, daß eine Zusammenarbeit der beiden Volksräte eine nationalpolitische Notwendigkeit sei, schon deshalb, weil seit 1848/49 der Unfug um sich gegriffen hatte, den sogenannten nationalen Kampf als eine spezifisch „böhmische“ Angelegenheit zu behandeln. Man sagte: „Böhmen ist das klassische Land des Völkerkampfes“. Man sprach daher in Deutschland, in Innerösterreich, sogar in vielen Orten Böhmens nur von den „Deutschböhmen“ als den „Kämpfern“ in diesem Ringen.

Die Folgen dieser Beschränkung des nationalen politischen Horizontes auf Böhmen haben sich im Laufe der Jahrzehnte als verhängnisvoll erwiesen. Man machte die Verhältnisse zu einem Schema für Mähren, Schlesien, Steiermark, Kärnten, Tirol, trotzdem die siedlungsgeographischen, psychologischen, biologischen, sozialen Voraussetzungen grundverschieden von denen in Böhmen waren — und zwar bei allen Völkern oder Volksteilen.

Meinen Mitarbeitern und mir schwebte der Gedanke vor, den künftigen deutschen Volksrat in Böhmen ganz ebenso in den Dienst einer gesamtdeutschen Politik in Österreich zu stellen, wie das von Braß nachher in der Gründung der „deutsch-nationalen Geschäftsstelle“ in Wien getan wurde (nach 1920 als deutsch-politisches Arbeitsamt in Prag).

Um diese Blickvereinigung auf Böhmen zu bekämpfen, suchte ich nach einem Sammelnamen für die Deutschen in den drei Kronländern, deren bisheriger Sammelname reichlich umständlich war: Länder der böhmischen Krone.

In der wissenschaftlichen geographischen Terminologie wird seit vielen Jahrzehnten das System der nördlichen Randgebirge vom Tillenbergr bei Eger bis zum Odegebirge als „sudetisches“ Gebirgssystem bezeichnet. In einer altrömischen Karte wird in der beiläufigen Nähe dieses Systems ein Waldgebirge verzeichnet mit der Benennung „Sudeta“. So fand ich denn zunächst einen Sammelnamen „Sudetenländer“ als Parallele zu den Donauländern (Nö. und Oberösterreich), den Alpenländern, Karstländern und (von dem Historiker Kaindl eingeführt) den Karpatenländern.

In diesen drei Sudetenländern wohnten neben einer kleinen Anzahl Polen in Ostschlesien, Tschechen (mit Slowaken) und Deutsche. Da aber die Tschechen fast alle in diesen Ländern saßen, die Deutschen jedoch fast in allen Ländern der Monarchie vertreten waren, konnte auf einen Sammelnamen der Tschechen verzichtet werden — für die Deutschen ergab sich ganz zwanglos der Sammelname „Sudetendeutsche“ neben den Sammelnamen Donaudeutsche, Alpendeutsche, Karpatendeutsche.

Die drei Sudetenländer waren also von zwei Partnern seit 700 Jahren bewohnt — von Tschechen und Sudetendeutschen. Diese wiederum waren Partner der Alpendeutschen, Donaudeutschen usw. in Österreich.

Diese ausführliche Begründung enthielt mein Aufsatz von 1902 nicht — damals erschien mir all das, was ich heute im Rückblick als wesentlich erkenne, als eine Selbstverständlichkeit. Ich gebrauchte das Wort in einem Text anderer Art. Ich glaube aber nicht zu irren, daß ich in dem mir übertragenen Referate in der gründenden Versammlung des Deutschen Volksrates für Böhmen das Wort gebrauchte zur Kennzeichnung der großen Interessengemeinschaft der Deutschen in den drei „Sudetenländern“. Nach 1918 nannte ich sie eine Volksgemeinschaft, die mehr ist als eine Sprach- und Kulturgemeinschaft, eine Schicksalsgemeinschaft, aus der keiner austreten, der sich keiner entziehen kann. Das erleben wir heute in furchtbarer Eindringlichkeit. Der Plan, diese Schicksalsgemeinschaft als Volksorganisation zu einem nationalpolitischen Instrumente zu machen, scheiterte an den Eifersüchteleien der Parteien, nicht der Parlamentarier, sondern der örtlichen Parteivertreter, vor allem der Vertrauensmänner der Parteien. Gebe Gott, daß wir diese sudetendeutsche Schwäche der Rechthaberei in nationalpolitischen Fragen heute überwinden können! Der Vollständigkeit halber führe ich an, daß mir i. J. 1927 ein Zitat aus einer Rede eines deutschböhmischen Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes von 1848/49 bekannt wurde, das das Wort „sudetisch“ oder „Sudeten-

land\* enthielt. Der Name beginnt mit L. Ich habe niemals diese Geschichte des Wortes „sudetendeutsch“ publizistisch verwendet. Bis 1917 konnte es sich nicht allgemein durchsetzen, vor allem nicht in Deutschböhmen. Als aber Wilson das Programm des Selbstbestimmungsrechts der „Völker“ verkündete, entdeckte man über Nacht die Existenz der 30 Prozent Sudetendeutschen in Mähren und Schlesien und übernahm das Sammelwort zur Anmeldung des Rechtes auf Selbstbestimmung. Die deutsch-österreichische Delegation in St. Germain führte dann das Wort auch in die amtliche Terminologie ein. Hier war es vor allem der aus Südmähren stammende Kanzler Dr. K. Renner, der damit operierte.

Ich muß heute dem auch Ihnen bekannten Dr. Hermann Ullmann recht geben, als er mir vorwarf, daß ich meine Aufsätze nicht in einem Buche gesammelt habe. Es kann eben niemand aus seiner angeborenen Haut heraus!

Ich schrieb nieder, was ich zu sagen für meine Pflicht hielt — dann aber wollte ich nicht durch Briefwechsel, Aussprachen . . . von anderen literarischen Arbeiten abgehalten werden. Darum werden Sie meinen Namen in keinem Schriftstellerlexikon finden. Ich habe alle Ansuchen um Angabe meiner Lebensdaten unbeantwortet gelassen, auch die des Lexikons Brockhaus. Die in einem Supplementbande des Lexikons enthaltene Notiz enthält daher keine Lebensdaten.

Heute habe ich soviel unfreiwillige Muße, daß ich an drei meiner alten Freunde umfangreiche „politische Bemerkungen“ senden kann. Sie sind leider alle in meiner Handschrift festgehalten.

Selbstverständlich können Sie diese Mitteilungen verwerten. Nur noch einen Vorbehalt! Ich habe stets gegen die Wortbildung „sudetendeutscher Stamm“ protestiert, erst recht gegen das Wort „sudetendeutscher Stammeskörper“. Das Sudetendeutschtum ist vielleicht das bunteste Nebeneinander aller mittel- und süd-deutschen Stämme — darum äußert sich gerade bei ihm jenes „Geheimnis der Stämme“, dem Willi Hellpach eine eingehende Betrachtung in einer „politischen Prognose für Deutschland“ widmete. Darüber schreibe ich gerade jetzt, weil das Problem der „Stämme“ wieder einmal aktuell geworden ist.

Die Ausführungen des Senators Dr. h. c. Franz Jesser zur Namensgebung „sudetendeutsch“ vermag der Direktor des Instituts für Reformations- und Kirchengeschichte der böhmischen Länder, Pfarrer Erik Thurnwald (7620 Kirnbach ü. Wolfach, Talstraße 109) dahingehend zu bestärken, daß Johannes Mathesius bereits in seinem Vorwort zu den Lutherpredigten schrieb: „ . . . daß man beständig biß auff diese Stunde / inn diesem Sudetischen Gebirge / ben der Wittenbergischen und Augspurgischen Confession vest und treulich gestanden und außgehalten habe.“

Aus dieser Äußerung geht hervor, daß die Bezeichnung „sudetisch“ in ihrer geographischen Bedeutung für das ganze Gebiet bereits im 16. Jahrhundert verwendet wurde und nicht mehr auf den Sudetengebirgszug beschränkt war. Das Wirken von Mathesius in Joachimsthal bei Karlsbad im westlichen Böhmen ist bekannt.

Dr. Josef Weinmann (CH-8708 Männedorf/ZH, Schweiz), der eine umfassende Übersicht über die Studenten aus dem Egerland an über 30 Universitäten, speziell für die Zeit von 1300 bis 1750 erarbeitet hat, stellte fest, daß in der Matrikel der Universität Altdorf bei Nürnberg folgende Eintragung besteht: „Johan Matthias á Sudetis 1. 5. 1596 (1586)“.

## Ein Brunnen nicht auszuschöpfen . . .

Ein Sommertag und alles in starrender Sonne, Baumwerk und Sträucher, Wald und Wiesen am Hang und am Bachlauf, duftend aus innerstem Mark und tiefster Scholle und Wurzel! Und ruhig, wie unter der Last des Sonnenscheins zur Rast in seinem Baumgarten niedergesunken, der erdhaft atmende Bauernhof. Noch weht nicht bloß die blaue Rauchfahne aus der Esse, es rührt sich nun wie ein Aufhorchen um ihn. Die Sturde seiner tiefsten Stille und Einsamkeit ist wohl noch nicht hinüber. Seine Menschen dienen draußen den Äckern und der Ernte. Er liegt wie außer der Zeit, die auch über die Stätte mit Morgen und Abend einfällt, aber nicht seiner mächtig zu werden vermag, weiß Gott, denn rauscht auch der Sonnenschein im Morgenwind in dieses Hauses Fenster, und glüht auch der Abendrot an den alten Scheiben, dort innen bleibt die Dämmerung — so wie hinter alten ewigen Augen die rätselvolle, weise Seele.

Der Halbschlummer der Unvergänglichkeit schwillt und sinkt in diesem Gemäuer. Wer spürt nicht für immer den Duft und Hauch warm und geheimnisreich an Hand und Wange, der einmal nächtens an Bauernhäusern entlanggeschritten: da stand eben ein Lebendiges am Weg, mit unsichtbaren Blicken in die Nacht wartend, in diese wie in alle künftigen Nächte und alle vergangenen! Tief eingatmet hatte sie das alte Haus wie Erdreich den Tau; nun konnte es nicht schlummern im Dunkel wie die Quellen und alle anderen Gewässer.

Der Baumgarten, vor den Fenstern verwildernd, hält alles mit seinen Schatten umfassen. Er redet dem Bauern in den Schlaf hinein von den Jahreszeiten, die werden und in das Erd-

reich fluten und aus dem Erdreich aufbrechen und denen der Bauer dient. Seine Frühlinge und seine Sommer lang unblüht und umlaubt er das Bauernhaus, unser Baumgarten mit seinen schründigen Baumstämmen und seinen sturmvertrutzten Wipfeln, aus altabgelegener Erde sich sein Leben und seine Fruchtbarkeit erkämpfend, die er dann im Herbst verschwenderisch und wie aus Mutwillen auf die Köpfe drunten wirft.

Nun geleitet dich der Sommertag unter herbstduftenden Baumschatten an die Mauern der Ställe, durch Scheunen oder Schuppen, und hier weht es licht wie in einer Mahlstube bei den Mühlsteinen, daß die Schatten sich rings erhellen. Die Pflüge schimmern in der Sommerstunde, als ahnten sie, wie sie nun bald wieder gerufen würden; im Gebälk des Strohdaches tappt ein Hahn herum, es leuchten seine Augen starr herunter, als lebe ein uralter Hausgeist in seinem Leib, und drunten scharren die Hennen, ins Erdreich vergraben, sich zu kühlen. Der Tag glüht ihnen im Blut, doch wird der nächste schon von seinen Erntewagen ihnen die Körner streuen, ein Gott der wogenden Ernte und üppigen Sättigung. An der Wand drüben gleißen noch die Sensen von den heißen Schwaden der niedergeworfenen Halme; es kann sie erst der Frühling wieder erkühlen, wenn sie im Tau durch die Hauswiese rauschen, eintauchend in das grüne, wellige Wachstum des Grases. Bei ihnen harren die breiten Rechen, breit wie der Bifung, dem sie nach der Heimfahrt der Garben die verstreuten Halme und Ähren auskämmen werden. Und der Schleifstein und der Dangelstock und Schwingen und Bottiche und gebündeltes Reisig lagern herum, getanes Werk und erwartetes,

wie der Bauerntag es mitten in seinem Weg hat, angreift und weglegt, wie das Bauernjahr hier innen beinahe stillsteht, als ob sich eben von hier die Flut seiner Stunden ausschütete, immer wieder gleich, immer wieder reich, der Puls der Erde und des Lebens hier aufstoße im ewig gleichen, treuen und starken Gang, von dem die Menschengeschlechter schauern und wirken, sind und bleiben, solange er wallt und wirkt und schaudert. Zeitalter erzittern an ihm.

Das Leben weilt hier innen wie ein Brunnen. Denn diese Stätte ist ein Brunnen, und seine Wasser heben und tragen ein Volk. Hier, in dieses Brunnens Grund geht ein ewiger Quell. Hier werfen sich die Geister die ewigen Wasser zu. Dieser Brunnen ist nicht auszuschöpfen. Ihm kann Böseres geschehen: sein Volk kann ihn verschütten wie eine Grube am Weg. Es kann vergessen, was an solcher Stätte in Dach und Diele, in Truhe und Tram an Ewigem wartet, bis eine Menschenhand danach greift, bis ein Menschenherz daran streift! Denn hier sind jene Jahrhunderte und älteren Zeiten, von denen die Sage weiß und Märchen und versungenes Lied. Durch alle Türen und Tore, durch alle Fenster und Luken flossen sie vormals und sind noch dort und gehen ein und aus und harren drin in der Stube. Im Hausgang redet der Brunnen. Aus der Tiefe der Erde schüttet sich kühle Klarheit; an der Wand segnet der sterbende Blick des Gott-Sohnes. Aus der geöffneten Tür lautet der alte Uhrenschlag wie das Aufschlagen eines müden Wanderstabes. Eine Wiege steht zu Füßen der Uhr mit einem schlummernden Kind. Das kann die wandernde Vergänglichkeit nicht wecken. Es spielt noch im Traum mit dem Ewigen.

Und der Baumgarten neigt sich über diesem Fleckchen Erdreich, über dieser Stätte aus grauen Zeiten. Er weiß um so manches, er weiß nicht alles, was diese Mauern wissen und darüber stumm bleiben. Er hört nur manchmal, selten,

aber um so dunkler und bebender, nächtens einmal eine Stimme drüben bei den Bienen, die den Tod des Hausvaters kündigt; er horcht dem Geflüster in anderen Nächten, wenn der Frühling weithin das Tal betört und die Kinder dieses Hauses hingegeben sind an das brennende Geheimnis des Lebens. Er hat dieses Haus umrungen und will es nicht lassen, er weiß, daß alle Wege wegführen, aber keiner mehr zurück, das will heißen, daß jede Wurzel ihr Erdreich hat und jedes Volk sein Bauerntum, und keines ohne das andere lebendigen Willen trägt.

Der Baumgarten weiß nicht alles, was die Erde und das Leben mit dieser Stille getan und gewollt. Denn ihre Stille ist so groß wie ihr Geheimnis. Aber eines weiß er: über ihr wölbt sich Gottes Hand, solange nicht unser deutsches Volk selbst diese geheimnisreiche Brunnentiefe zuschüttet, auf deren Grund die mütterlichen Geister seines Lebens Ewiges sinnen.

www.jesengebirger.de  
Anton Günther

## Der Klang der Kinderzeit

Der Klang aus der Heimat ist der Klang aus der Kinderzeit. Die Kinderzeit ist rein und wahr, und ich habe mir mit meinen Liedern meine Kindheit bewahrt. Mögen meine Lieder immer wieder ertönen und ihr Erklingen uns ermahnen, unsere Heimat, unsere Kindheit, unsere deutsche Muttersprache, unsere deutsche Abstammung nicht zu vergessen. In guten Zeiten war es leicht zu sagen: „Ich bin ein Deutscher“, doch in diesen bösen Tagen, wo alle Teufelslist zur Vernichtung unseres Volksstammes aufboten ist, sollten wir alle ohne Unterschied uns unserer Kindheit und Abstammung erinnern und soviel Willenskraft aufbringen, daß wir in allen Lebenslagen, und wenn es die letzte Stunde sein sollte, laut und vernehmlich sagen: „Ich bin ein Deutscher“.

Im Jahre 1921

## Gemse auf Wanderschaft

Da oben im Berg taut der letzte Schnee. Grünes Gras sproßt auf den Hängen, und die Blumen wiegen sich im Wind. Himmelblau lacht der Enzian, rosenrot strahlt das Leimkraut, goldgelb nicken die Primeln. Der Himmel leuchtet, und es ist eine Lust zu leben.

Das denkt auch die junge Gams-Geiß, die bedächtig in den Halden umherklettert. Sie hat sich satt geist, sie steht da und äugt in die Weite hinaus. Die letzten Winterhaare jucken sie, darum geht sie an einen großen, rauhen Kalkfelsen heran und schubbert sich die Flanken. Dann kriecht sie noch durch eine Latsche hindurch, und wieder bleibt sie stehen. Sie ist unternehmungslustig, und weiß doch nicht recht, was sie beginnen soll.

Ganz plötzlich hat sie der Wandertrieb überkommen, sie ahnt nicht warum. Sie wendet sich talwärts, sie nickt mit dem Haupt, an dem die Bluse und die hellen Wangenstreifen leuchten. Sie klettert durch eine Rinne herunter, in der der alte Lawinenschnee kocht, sie zieht durch die moosgrünen Latschenbüsche. Ab und zu äst sie ein wenig, aber dann rafft sie sich wieder zusammen und zieht entschlossen weiter. Der strahlende Berg bleibt zurück, der hohe Fichtenwald, der alle Bergsockel bedeckt, umfängt sie. Sie dringt in seine Kühle ein. Unter den Stämmen rastet sie, solange die Sonne hoch oben am Himmel steht und steil herniederbrennt. Am Nachmittag zieht sie weiter.

Die Berge werden niedriger. Die Gemse zieht planlos dahin. Ab und zu begegnet sie einem roten Rehbock oder einem heimlichen Gamsbock, der hier im Walde zuhause ist. Immer runder, immer niedriger werden die Bergkuppen, immer weiter bleiben die steilen

Wände des Hochgebirges zurück. Aber das stört die Gemse nicht, denn die Lust am Neuen hat sie erfaßt. Da kommt ein Tag, an dem sie unwiderruflich auf der letzten Flanke des letzten Berges steht. Vor ihr dampft die Save-Ebene im Licht. Da unten sieht man Dörfer und Felder, aber das alles sagt ihr nichts, denn sie hat das Land des Menschen niemals aus der Nähe gesehen. Neugierig betrachtet sie es. Sie ist schon mehrmals über die Wechsel des Menschen gezogen, aber sie ist noch keinem begegnet. Auf einmal ertönen fremde Laute hinter ihr, Menschenstimmen. Sie verhofft, pfeift erschreckt, flüchtet talab. Da kläfft es hinter ihr her. Ein Hund hat sich auf ihre Fährte gesetzt und hetzt sie mit hellem Halse.

Das Entsetzen packt sie. Sie stiebt blind in den Wald, daß die Steine spritzen und die Äste fliegen. Sie prescht durch die Stämme, sie rast voran. Und kliff und klaff geht es hinter ihr, bis dem Hund der Atem ausgegangen ist und er hechelnd zu seinem Herrn zurückfindet.

Als die Gams-Geiß verhält, ist sie in fremdem Land. Eben ist der Boden unter ihr. Der Wald ist nicht mehr wild und trotzig, er ist sanft und lieblich. Buchen rauschen, Wildkirschen recken ihre schlanken Stämme empor. Die Vögel singen, und ein Hase verhofft nach dem merkwürdigen, fremden Tiere hin. Die Gemse äugt umher. Fremder Duft zieht durch die Bäume, es riecht nach Rauch und Eisen, nach Menschen und Feldern.

Sie weiß nicht, was sie mit alledem beginnen soll. Aber es hilft ihr alles nichts, sie muß weiter. Hier, wo es so bedrohlich riecht, kann sie nicht bleiben. Wo die Berge geblieben sind, das weiß sie nicht mehr. Sie sucht sie.

Der Wald ist plötzlich zu Ende. Sie verliert sich in sonderbarem Buschwerk aus hohen, steilen Schäften, die wie mannshohes Gras aussehen. Es ist sehr unbequem, hindurchzuwandern. Woher soll die Gemse wissen, daß es Roggenfelder und Weizenfelder, Hafer- und Maisfelder sind, durch die sie zieht?

Plötzlich, wie mit dem Messer abgeschnitten, sind die Felder zu Ende. Ein Rechteck tut sich auf, das ist mit lauter Erdwällen überzogen und auf den Wällen wächst seltsames Gekräut. Die Gemse rutscht und stolpert über den Kartoffelacker weg. Scheußlich ist es, sich so frei zeigen zu müssen! „Hei“, ruft ein Bauer, „ein Gams, ein Gams!“ Da wird es lebendig, da kommen überall Menschen hervor, da brechen blaffende Hunde aus ihren Hütten, da springen Dirnen mit roten Kopftüchern und Männer in Holzpantoffeln. Die ganze Ebene scheint lebendig zu werden, und die Gemse flüchtet hierin und dahin. Überall schreit es „Gemse, eine Gemse“, überall sind Verfolger. Schon hängt dem Tier der Lecker weit aus dem Geäse, und seine Flanken fliegen. „Wäre ich bloß im Berg geblieben“, schießt es ihm durch den Kopf. Die Geiß setzt über einen breiten Graben weg, sechs Köter sitzen ihr auf den Fersen. Ein sonderbares, flaches Gebüsch ist vor ihr, das besteht aus blanken Ranken ohne Blätter. Da muß die Gemse durch!

Sie rennt mit harter Stirne dagegen an, es klirrt, die Ranken fassen nach ihren krummen Krickeln, sie umstricken sie und halten sie fest. Je mehr sie sich sträubt, desto zäher umklammert sie der Maschendraht des Zaunes. Aus ist die Hatz, jetzt haben sie sie gefangen!

Zu ihrem Glück sind die Menschen so schnell heran wie die Hunde. Viele Hände greifen nach ihr, packen sie und halten sie fest. Da stehen die Bauern und beratschlagen. Was macht man mit der Beute?

„Wir bringen sie dem Jagdpächter!“ Gut, der gibt ein ordentliches Trink-

geld und setzt die Gemse in seinen Obstgarten. Hier mag sie zu seiner Belustigung bleiben. Der Garten liegt am Steilhang der Saveschlucht, unten fließt der blaue Fluß, Obstbäume stehen in Reih und Glied. Das Gras ist gut und weich, aber da oben steht das furchtbare Haus, und Menschen lärmen rundum. Wenn sich einer hier nicht wohlfühlt, so ist es die Gemse. Sie prellt bald dahin und bald dorthin, aber der ganze Garten ist mit den gleichen Ranken umgeben, die sie schon einmal gefangen haben. Sie kann nicht heraus. Oben sieht der Jagdpächter zu. „Du wirst dich schon eingewöhnen“, lacht er breit.

Im Morgengrauen des nächsten Tages erschrickt die Geiß. Zwei große Schäferhunde schnüffeln am Zaun entlang. Sie winseln, sie scharren, sie wollen reißen. Angstvoll springt das Wild hin und her. Und auf einmal kriechen die Hunde durch ein kleines Loch im Zaun in den Garten hinein.

Da rast die Gemse los, wirft sich in ungeheurem Satz über den Zweimeterzaun und prasselt den Hang hinunter. Dort unten schäumt die Save. Sie stürzt sich ohne Besinnen hinein. Es ist keinen Augenblick zu früh, denn die Hunde sind schon wieder hinter ihr. Mitten im eisigen Wasser rudert die Gemse, hinter ihr schwimmen die Wolfshunde. Eine Schuttbank ist mitten im Strom, da stellt sich das Wild den Verfolgern.

Es ist genug geflüchtet, es will kämpfen. Die Stirn gesenkt, erwartet es den Angriff. Der erste Hund, ein grauer Rüde, springt schnappend an. Die Gemse weicht zur Seite, stößt zu, reißt. In den Flanken des Hundes haken die Krucken fest. Laut auf klagt der Rüde und schleppt sich mit hervorquellenden Eingeweiden zur Seite. Er stürzt in die Strömung, die ihn mit sich fortschleppt. Die gelbe Hündin ist vorsichtiger. Sie umkreist das Wild, doch das dreht sich mit. Seine Lichter quellen vor, es prellt

auf die Hündin zu. Wieder greifen die Krucken zu, mit zeretztem Schenkel hinkt die Hündin fort, und ihr Jammergeheul tönt.

Kommt noch einer? Nein! Die Gemse hat gesiegt. Da drüben locken bewaldete Höhen. Ohne Besinnen durchrinnt das Wild den Fluß, schüttelt sich die Tropfen aus den Haaren, verschwindet im Walde.

Keiner hat sie mehr gesehen. Sie ist in ihre Berge zurückgewechselt, nachdem sie weiter oben die Save nochmals durchronnen hat. Nach Wanderungen aber gelüftet es sie nicht mehr. Manchmal steht sie am Gipfelgrat der Begunschitza und äugt in die Ebene hinaus. Dann durchrieselt sie ein Schauer. Nein, sie bleibt in ihrem Reich, im Gefels. Zu Hause ist es eben doch am besten!

Josef Moder

## Der alte Baum

Er steht, ein Überlebender, im Schlag.  
Die um ihn waren, sind schon längst gefallen.  
Er sah die Brüder sinken manchen Tag  
und zittert leis, wenn fern die Axte schallen.

Und doch weiß er, an ihm geht man vorbei.  
Er ist zu alt, als daß man ihn befiele.  
Jahrhunderte schon hört er Hirschenschrei  
und wiegt den Birkhahn in der Morgenkühle.

Und weiß noch mehr: Da kommen Menschen oft,  
sie sitzen unten, tief an seinem Stamme,  
und reden laut, was sie erlebt, erhofft.  
Am Abend leuchtet manchmal eine Flamme.

Dort ruhen sie und feiern nun ein Fest,  
und Lieder finden her mit schwerem Klange.  
Auf jedem Zweige trug er schon ein Nest  
und halte wider von dem Überschwange.

Und die als Kinder jüngst ihn froh bestiegen,  
sie treten heiß und schweigend in den Tann.  
Er sieht sie in dem weichen Moose liegen  
und sieht sie weitergeh'n als Weib und Mann.

Die Sterne und der Mond sind seine Gäste.  
Und vieles fiel ihn feindlich an, oh viel.  
Er aber strafft das knorrige Geäste  
und läßt geschehen rings um sich das Spiel

voll Sinn und Ursprung, Untergang und Sünde.  
Als Lebensorgel dröhnt er im Gebraus.  
Er steht und holt im Ansturm kalter Winde  
zum Wuchse gegen neue Wetter aus.

# Von der Leidenschaft

Ein Leben ohne Leidenschaft ist ein Dasein ohne pulsierende Triebkraft.

Wer seine Leidenschaft zeitgerecht zügelt, erfreut sich einer sicheren Fahrt auf weiter Lebensbahn.

Ist das Motiv auch noch so klein und sind seine Werte auch noch so bescheiden, man kann es damit zu einem Höhenflug bringen, wenn dieses Wollen eine wahrhaftige, respektvolle Leidenschaft beflügelt.

Eine wahre Leidenschaft kann zur geistigen Sonne werden, eine böse Leidenschaft zur seelischen Erblindung führen.

Leidenschaften entsagen, heißt Opfer bringen.

Nicht selten gebiert eine sterbende Leidenschaft eine noch stärkere.

Gibt man ein Steckenpferd auf, so besteigt man gewöhnlich ein anderes. Es kommt dabei nur darauf an, ob man bei dem Umsteigen auf einen Renner oder auf einen Grubengaul kommt.

Zur persönlichen Freude, zum ~~Schönheits und Glückseligen~~ zählt auch die Leidenschaft; von einer Freundschaft geht in unserer Sprache kaum die Rede.

Man kann einer Leidenschaft nur dadurch gründlich entgehen, wenn man das Äußere abtut, um die Wurzel zu fassen, um das Übel gewaltmäßig dem inneren Sein zu entreißen.

Leidenschaften vermögen zu erheben, gleichermaßen aber auch zu erniedrigen. Sie vermögen aus Herren Knechte, aber auch aus Knechten Herrscher zu machen. Sie vermögen zu erhellen und zu verdunkeln. Es liegt nur am Individuum, ob es Leidenschaften frönt, die Goldkörner durch die Finger rieseln lassen oder der Seele Gift zuführen.

Josef Reinhart

# Von unserer Heimatliteratur

Für unsere Heimatliteratur gilt es noch vieles zu erforschen und zu erfassen. Wir müssen daher unsere alten Wissensträger immer und immer wieder ausfragen und das so „Erbohrte“ aufzeichnen. In unseren Heimatblättern müßte sich ein ständiges Wissenwollen und Antwortgeben abzeichnen. Eine derartige „Kontaktsuche“ wäre auch sehr wichtig für die „Lebenswirksamkeit“ unserer Heimatliteratur. Nur in ihr wird sich auf die Dauer gesehen, ein klares, verbleibendes Bild abzeichnen. Es gilt daher, nicht nur eifriger Verbreiter, sondern auch bestärkender Schöpfer der Heimatliteratur zu sein und zu bleiben!

O. Z.

# ÜBER RAUM UND ZEIT HINWEG...

Unsere Epoche hat die einstigen Werte von Raum und Zeit erheblich verändert. An dieser „Bewältigung“ (zeitgemäß gesprochen) haben die Sudetendeutschen einen maßgeblichen Anteil.

Joseph Ressel (geb. 29. 6. 1793 Heinersdorf a. T./Böhmen, gest. 10. 10. 1857 Laibach) erfand 1829 die Schiffschraube. Die Krönung seiner gigantischen Erfindung blieb ihm bei Lebzeiten versagt. Jedenfalls trug sein Geist erheblich dazu bei, daß die menschlichen und wirtschaftlichen Bindungen über die Ozeane hinweg zeit- und routenmäßig enger geknüpft werden konnten.

Vater und Sohn Gerstner (Franz Josef, geb. 1756, gest. 1832, und Franz Anton, geb. 11. 5. 1793 in Prag, gest. 12. 4. 1840 in Philadelphia) bauten in den Jahren 1825/26 den ersten „Schienenstrang“ (Pferdeeisenbahn) Budweis-Linz und entwarfen 1834 die erste russische Eisenbahn Petersburg-Zarskoje Selo.

Der Herr im bundesdeutschen Straßenverkehr heißt zweifelsfrei Ferdinand Porsche (geb. 3. 9. 1875 in Maffersdorf/Böhmen, gest. 30. 1. 1951 in Stuttgart). Ihm ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß auch für den „kleinen Mann“ die Kilometersteine zum „Flugobjekt“ im Straßentempo zählen.

Was aber das Beherrschen unvorstellbarer Wert-, Maß- und Kräfteverhältnisse angeht, sei an den Physiker Joseph Loschmidt (geb. 15. 3. 1821 in Putschirn bei Karlsbad, gest. 8. 7. 1895 in Wien) erinnert. Die „Loschmidtsche Konstante“ (Loschmidtsche Zahl, Avogadrosche Zahl) verkörpert in der Wissenschaft einen fundamentalen Begriff. Loschmidts Standbild im Ehrenhof der Wiener Universität erinnert in dankbarer Wertschätzung an diesen großen Sudetendeutschen.



Joseph Loschmidt. Zeichnung: Josef Pleier

Zu den hervorragenden Raumfahrt-Pionieren der Gegenwart zählt der 1905 in Preßnitz im Erzgebirge geborene Eugen Sänger (geb. 10. 2. 1964 in Berlin). Er war in der Forschung für Physik und Strahlenantriebstechnik tätig, übernahm 1963 den ersten deutschen Lehrstuhl für Elemente der Raumfahrttechnik an der Technischen Universität Berlin, und bekleidete hohe Ämter vieler internationaler Gesellschaften. Mit seinem Werk „Raketendrucktechnik“ vollbrachte er eine Pionierleistung. Schließlich verfaßte Sänger auch Werke über Flugtechnik und Raumfahrtforschung. Er zählt zu den aktivsten neuesten Schrittmachern in der Raumfahrt-Wissenschaft.

Und schließlich darf betont werden, daß für den sechsten Mondflug (Apollo 17) als Zielstation der Littrow-Krater

am Taurus-Gebirge bestimmt war. Dieser Krater ist nach dem Astronomen und Mathematiker **Joseph Johann von Littrow** benannt, der am 13. 3. 1781 als Sohn der Bürger- und Färbercheleute Anton und Anna Lytrow im Hause Nr. 22 in Bischofteinitz im südlichen Egerland geboren wurde. Er starb

als Direktor der Wiener Sternwarte am 30. 11. 1840 in Wien. Zur Bestärkung seines Herkunftsnachweises sei lediglich vermerkt, daß sein Sohn, Feldmarschall-Leutnant Franz von Littrow, in den Jahren 1869—1871 das Egerländer Hausregiment, das Inf.-Regt. 73, kommandierte. O. Z.

## ZUKUNFT DER FREIHEIT

Das verführt manchen dazu, die Not im eigenen Land nicht zu sehen. Man kann die Not in der Welt nicht zum Verschwinden bringen, wenn man nicht zuerst der Wahrheit die Ehre gibt! Wenn man in Verträgen davon spricht, daß Menschenrechte verletzt wurden, dann ist der Vertrag kein Baustein für die Zukunft, wenn er nur die Verletzung der einen Seite bringt und die andere nicht erwähnt. Wahrheit verlangt, daß man beide Seiten beachtet. Wohlgemerkt, meine Freunde, hier wird nicht dem Aufrechnen von irgendetwas das Wort geredet, etwa, daß man die Milliarden, die man für Sozialversicherungsbeiträge bezahlt, ja hätte aufrechnen können gegen die Häuser, die dageblieben sind, gegen Grund und Boden, gegen Kleidung und Bücherei und Ähnliches. Wer den Frieden will, kann ihn nur bauen auf Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe. Dies alles gehört zusammen und gerade nach der Konferenz in Helsinki müßten wir daran erinnern, daß der Friede nur bestehen kann, wenn die Menschen sich frei bewegen können.

Wir müssen freilich die eigenen geringen Ausmaße von Möglichkeiten sehen, wie wir dem riesigen Ausmaß menschlicher Möglichkeiten gewaltigen Machtzusammenballungen gegenüber wirksam sein können. Wenn wir das sehen, dann besteht heute wie vor 25 Jahren die Möglichkeit, daß wir allein durch unser Dasein und Hiersein die Menschen daran erinnern, daß sie daran bauen sollen, eine neue Zeit zu schaffen. Wir wollen das Zueinander der Menschen, der jungen Menschen! Zukunft soll eine friedvolle Zukunft sein, eine Zukunft der Freiheit, eine Zukunft, in der in Europa die Grenzen keine Rolle spielen, sondern in der das Miteinander der Völker gang und gäbe ist. Kurzum: eine Zukunft, in der es nicht mehr nötig ist, Dokumente zu unterschreiben, in denen man die Menschenrechte und die Freiheit deklariert, eine Zukunft in Europa, in der Menschenrechte und Freiheit Wirklichkeit sind.

Präsident Josef Stingl bei der Kundgebung der DJO am 22. 8. 1975 im Kursaal Stuttgart-Bad Cannstatt.

## VERGESST DIE SUDETENDEUTSCHEN DICHTER NICHT!

Unsere Dichter tragen zuerst zur Selbstdarstellung unserer Eigenart in der Vielfalt anderer deutscher Stämme und unseres Volkes unter anderen Völkern bei, um schließlich im allgemein Menschlichen zu gipfeln. Dieser Liebe zum Angestammten, Eigenen scheinen sogar die Kommunisten zuzustimmen, denn ich las (auf der Frankfurter Buchmesse 1971) auf einem tschechischen Ausstellungsstand „My kommunisté milujeme svůj národ“, was heißt: „Wir Kommunisten lieben unser Volk!“ — Sollte nicht das, was dem einen recht ist, auch dem anderen billig sein?

Dr. Josef Suchy

# Der Schwur zu Eger vor 80 Jahren

Am 11. Juli 1897

Ein nach Eger zwecks Aussprache über die politische Lage einberufener deutscher Volkstag fand nicht die behördliche Genehmigung, und als dann ein solcher zum zweiten Male, und zwar für den 11. Juli 1897 nach Eger einberufen wurde, erfolgte das Verbot wiederum. Ein dagegen eingebrachter Rekurs brachte keine Änderung. Durch das neuerliche Verbot des von 73 Vertretern des deutschen Volkes in Böhmen ordnungsgemäß einberufenen Volkstages war die Erregung aufs höchste gestiegen. Und als der 11. Juli herankam, wurde Eger der Schauplatz einer hochbedeutsamen deutschen Kundgebung.

Es war ein herrlicher Sommertag — dieser 11. Juli 1897. Viele Tausende deutschbewußter Männer waren aus allen Teilen Böhmens, Österreichs und dem Deutschen Reiche in die alte Stau-  
[www.riesengeheilig.de](http://www.riesengeheilig.de)
fenstadt gekommen.

Als sich dann um 9 Uhr vormittags der große Zug der Teilnehmer, darunter Abgeordnete, Bürgermeister und Bezirksobmänner, zum Schützenhaus bewegte, wo der Volkstag stattfinden sollte, fand man dort alles in weitem Umkreis abgeriegelt und alle Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Mit Gewaltanwendung wurde gedroht bei dem Versuche, die Abhaltung des Volkstages zu erzwingen. Nicht nur Gendarmerie in großer Zahl war aufgeboten, sogar 60 tschechische berittene Polizisten aus Prag waren nach Eger dirigiert worden, was ungeheuerere Erregung hervorrief.

Dann kam es im Stadthause, im Hofe der durch den Tod Wallensteins be-

kannten Stätte, zum bekannten „Schwur von Eger“. Auf der umsäumenden Galerie hatten sich die Abgeordneten postiert, während unten dichtgedrängt die Menge entblößten Hauptes stand. Es gelangte ein von den Abgeordneten unterzeichnetes Manifest zur Verlesung. Mit erhobener Rechter gelobten die Versammelten feierlich, solange die Sprachenzwangsverordnungen in Geltung bleiben, den bisherigen entschiedenen Widerstand gegen jede Regierung fortzusetzen und stets eintreten zu wollen für die heiligsten Rechte des deutschen Volkes.

Während dieser Vorgänge im Stadthause hatte sich auf dem Marktplatze eine gewaltige Menschenmenge angesammelt. Eine Gruppe von Abgeordneten begab sich zur Bezirkshauptmannschaft und gab dort namens sämtlicher deutscher Volksvertreter eine Erklärung ab, die in einem nochmaligen scharfen Protest gegen das ungesetzliche Verbot gipfelte und in der betont wurde, nur der Gewalt zu weichen. Dann räumten Gendarmerie und Finanzwache mit gefälltem Bajonett den Marktplatz, die Menschenmassen wurden in die Seitengassen gedrängt und diese abgesperrt.

Als dann nachmittags tschechische Reiterei auf dem Marktplatze aufzog, da wich die Bevölkerung dieser neuen behördlichen Provokation aus, indem sie mit den Massen auswärtiger Teilnehmer über die Grenze nach Waldsassen zog. In fünf bereitgestellten Sonderzügen wurden alle auf bayerisches Gebiet gebracht. Die reichsdeutschen Behörden hatten es abgelehnt, der Ba-

deni-Regierung Polizeidienste zu leisten. Dort konnte man sich frei und ungehindert aussprechen. In schärfsten Worten geißelten die Redner das Vorgehen der Regierung gegen die Deutschen. Es wurde betont, daß man nicht freiwillig hinüber auf deutschen Boden gekommen sei, man sei vielmehr aus der eigenen Heimat mit Bajonetten über die Grenze vertrieben worden.

Am Abend kam es dann bei der Heimkehr nach Eger zu unerhörten Gewalttaten der behördlichen Organe gegen die Volksmengen, wobei sich besonders die tschechische Prager Reiterei hervortat. Es gab 70 Verwundete, darunter mehrere durch Säbelhiebe und Bajonettschläge Schwerverletzte. Die Erregung ob dieses Vorgehens war ungeheuer. In einer Kundgebung brachte tags darauf die Stadtvertretung die tiefste Entrüstung über die gegen

friedliche Einwohner angewandten Gewaltmittel zum Ausdruck.

Der 11. Juli 1897 bildet einen Meilenstein in der Geschichte der Sudetendeutschen, der Tag hat historische Bedeutung. Den Volkstag konnte man verbieten, aber nicht vereiteln, das Volk konnte man herausfordern, aber nicht zu Ungesetzlichkeiten hinreißen. Die Bedeutung des Egerer Volkstages äußerte sich in dessen Würdigung seitens der gesamten deutschen Presse und in einer überaus großen Zahl von Kundgebungen und Glückwünschen, die aus allen Gauen Deutschlands und Österreichs an den damaligen Bürgermeister Dr. Gustav Gschier einlangten.

Den Stadthaushof zierte hierauf eine große Gedenktafel, auf der die von Felix Dahn zur dauernden Erinnerung an diesen Tag gewidmeten Worte bis nach dem II. Weltkrieg zu lesen waren:



KURT STEINERT

## Der Amselgesang

Eines Morgens in der Osterwoche, wir schrieben den 2. April 1970, sah ich beim ersten Blick durchs Kammerfenster, daß wieder Neuschnee gefallen war. Du lieber Gott! Schon wieder Schnee! Es wollte und wollte nicht Frühling werden. Ich warf mich verzweifelt ins Kissen zurück und mußte grübeln: Was hätten wir um diese Zeit in der Gärtnerei nicht alles schon getan haben müssen! Die vorjährigen Primelsämlinge waren zu verstopfen, Nelken auszupflanzen, Narzissen zu düngen, Aussaaten in den Frühbeeten vorzunehmen. Und jetzt waren wir in jenen sechs Wochen, da die Leute in den normalen Jahren die „Pflanzwut“ ergreift und in denen wir unsere Stauden abgesetzt haben müssen. Ach, es gab bisher nur einen schwächlichen Anfang des Verkaufs. So gingen mir die Gedanken auflodernd im Kreise, während ich auf das Stück bleigrauen Himmels starrte, das zum Fenster hereinschaute. Ach, wo ist das berühmte Atherblau, in das sich sonst um diese Zeit die Lerchen hineinsingen? Die ganze Vogelwelt ist mitgenommen. Die Stare fliegen ratlos hin und her, wo ist das lustige „Pink-Pink“ der Buchfinken, wo das endlose „Sissebier“ der Kohlmeisen? Nichts dergleichen! Und wieder schnurrt das ungetane Arbeitsprogramm durch den Kopf, bis... ja, bis dann die Amsel auf den hohen Bäumen der „Grunde“ zu flöten begann. Erst zaghaft, verhalten, als überlege sie es sich noch, ob es angebracht sei, diesen neuen Schnee anzusingen, der ja auch ihr das Leben erschwerte. Wie kann man mit dem Nestbau beginnen, wenn sich kein trockenes Hälmchen finden läßt? Aber dann wurde ihr Lied voller, sie schien diese Umwelt vergessen zu haben. Erstaunlich, was aus so einer kleinen Vogelbrust hervorzuströmen vermag!

Ich mag es nicht leiden, wenn jemand bei guter Musik irgend ein Geschwätz beginnt — und dieser Gesang war gute, allerbeste Musik, und so brachte ich auch meine trüben Gedanken zum Schweigen. Ich mußte den Passagen der Flöterin folgen und erfreute mich daran, wie ihre Melodie „gemacht“ ist und war vom Schmelz des Vortrages bezaubert. Die Ornithologen wollen uns weismachen, daß die Vögel mit ihrem Gesange lediglich ihr Fraß- und Jagdbereich gegenüber Artgenossen abgrenzen wollen. Diese Deutung ist mir doch zu kümmerlich! Denn merket wohl, was nun mit mir geschah: abgelenkt von meinen Gärtnersorgen war mein Gedankenfluß, als die Amsel ihr Lied beendet hatte, in eine andere Richtung gelenkt.

Nicht das Versäumte umkreisten die Gedanken mehr, sondern sie wandten sich dem zu, das sich trotz des Nachwinters schaffen ließe. Da war doch noch der Fußbodenbeton in dem neuen Wirtschaftsraum einzubringen. Das ließe sich machen! Kurt, der Benjamin, wird heute von der Hohen Schule in die Osterferien kommen. Ihm werden wir eine Schaufel in die Hand drücken, und wir drei Männer, Martin, Kurt und ich, wir werden eine „Frolio“ veranstalten, wie wir solche Einsätze zu nennen pflegen. Das Wort haben wir bei Post-Sealsfield in „Nathan der Squatter-Regulator“ gefunden und bedeutet soviel wie „Fröhlicher, schwungvoller Arbeitsinsatz in Art eines Volkstestes“.

Jawohl, wir werden Sand sieben, Zement darunter mischen, den Beton feucht machen und in den Raum einbringen. Kurt wird seine neuesten philosophischen oder naturwissenschaftlichen Probleme und Erkenntnisse ausbreiten, fern von Blasiertheit, noch richtigen Erstaunens über einen Fortschritt fähig. Unsere zwei Kätzchen werden herzukommen, unsere Boine umschmeicheln, werden in einem plötzlichen Rappel auf den nahen Kirschbaum hinauf-

fegen und uns aus ihren hübschen Frätzchen aus dem Geäst ein Weilchen anstarren. Oder es kommt wieder der dicke schwarze Kater aus dem Dorf herüber. Er hat es auf das hübsche, weiße Kätzchen abgesehen. Minutenlang sitzen sie sich gegenüber, starr, Auge in Auge, nur die Schwänze zucken hin und her. Und dann, wenn der Kater sich an seine Geliebte herangeschoben hat, dann wird ihn dieses Geschöpf mit einem solchen Wirbel von Ohrfeigen empfangen, daß er zurückprallt und, von unserem schallenden Gelächter erschreckt, in urkomischen Sätzen das Weite sucht. — Martin hat inzwischen aus aufgeschlitzten Zementtüten ein Feuerchen gemacht, er ist in seiner Kletterzeit zum reinsten Lagerfeuer-Pyromanen geworden, überall muß ein Feuerchen dabei sein! Martin ist unser Polier. Nie kann ich es ihm beim Wasserzusatz zum Beton recht machen. Und wenn er den Betonbrei glättet, dann tyrannisiert er jeden mit der Abzuglatte. Nicht genug kann er sich mit Reibebrett und Kelle tun, um eine reibliche Ebene herzustellen. Mit dem großen Maurerpinsel sprüht er abschließend einen Segen auf sein Werk. —

Die Mutter wird aus dem Hause kommen, unsere Fortschritte bewundern und unsere Leistungen mit einer vorösterlichen Süßigkeit anerkennen. Sie wird von unserem Eifer angesteckt sein und uns Wasser zum Mischplatze schleppen, denn bei einer solchen Frolio kann man einfach nicht nur zusehen. — Abends kommt dann auch noch Martins Mädchen, die herzhaft Karin. Auch sie wird, wenn es noch nötig sein sollte, bei unserer Zementorgie mithalten.

Ich springe aus dem Bett. Auf zur Frolio! Du liebe Amsel, du schwarzgerockte Gedankenwenderin, habe Dank! Sollte ich in den Himmel kommen, dann werde ich bittstellig werden, daß dir der Schöpfer im Nachhinein ein fröhlicher aussehendes Röckchen

schenkt, das besser zu deinem Gesange paßt. Die Katzen aber werde ich streng ermahnen, dich in Ruhe zu lassen.

Sören Kierkegaard

## Von der Häuslichkeit!

Häuslichkeit ist der Charakter des Weibes, wie es der Charakter des Mannes sein soll, Charakter zu sein. Die unzählige Menge der Frauen mit all diesen mannigfachen und mannigfach entstandenen Verschiedenheiten — eins müssen sie alle gemeinsam haben, Weib zu sein; und dies eine ist Häuslichkeit. Nimm eine einfache Bürgersfrau — wenn wirklich von ihr gesagt werden kann, sie ist häuslich; Ehre sei ihr; ich beuge mich so tief vor ihr wie vor einer Königin. Und auf der anderen Seite: Wenn die Königin keine Häuslichkeit hat, ist sie doch nur eine mittelmäßige Madam. Nimm ein junges Mädchen, von dem man nicht gerade sagen kann, sie ist eine Schönheit — wenn sie, wie es ein junges Mädchen sein kann, häuslich ist. Ehre sei ihr! Und auf der anderen Seite eine strahlende Schönheit, und gib ihr meinerwegen noch allerhand Talente als Zugabe, und laß sie meinerwegen eine berühmte Person sein; wenn sie nicht häuslich ist, wenn sie nicht einmal Ehrerbietung dafür hat, dann ist sie mit all ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrer Berühmtheit doch nur ein mittelmäßiges Frauenzimmer. Häuslichkeit! Damit machen wir dem Weibe das große Zugeständnis, daß es eigentlich das Weib ist, das das Heim schafft; des jungen Mädchens Rang und wenn es auch nie verheiratet würde, bestimmen wir trotzdem nach seiner weiblichen Würde: Häuslichkeit! Schweigsamkeit aber, in einem Hause angebracht, ist die Häuslichkeit der Ewigkeit!

Aus: „Religion der Tat“

FRANZ SCHOBERT

## Jagden in Karpathorußland / Bären - Sauen - Wölfe

Erlebnisse eines sudetendeutschen Forstmannes

### Der unerwartete Bär

Man hielt auf dem Utcaser Gebiet eine amtliche Jagd auf Schwarzwild ab. Außer mehreren Jägern aus der nächsten Umgebung nahmen an dieser Jagd einige Herren vom Bezirksamt teil. Viele Treiber wurden aufgeboten, und auch ein entsprechend großes Gebiet wurde abgestellt. Nicht lange nach dem Antreiben gaben die Hunde Standlaut. Die Treiberwehr konzentrierte sich teilweise dorthin und begann das übliche Geschrei, auf welches das Hundegeläute in Bewegung kam. — Statt der erwarteten Sauen aber kam ein Hauptbär nahe neben dem (Jagdgest) Notär durch die Schützenlinie. Dieser, ein erfahrener, unerschrockener Jäger, schoß auf den Bären. Der Bär zeichnete wohl, daß er getroffen war, aber statt

zu fallen, machte er sich auf die Hinterpranken und nahm in seiner aufgerichteten Stellung den Notär an. Doch durch das Zugreifen der Hunde wurde der Bär abgelenkt und zog, durch diese attackiert, ab ins manns hohe Fichtendickicht. Hier stellte er sich.

Wie sollte man nun dem Bären beikommen? Die Treiber weigerten sich mit Recht, einen angeschossenen und so starken Bären zu treiben. Er wäre von dort aus nicht mehr in das lichte Stammholz zu bringen gewesen. Da erklärten sich ein Rußniak, namens Szicsak, ein erfahrener Raubschütz, der schon mit Bären zu tun hatte, und der dortige Revierheger, Szidor, ebenfalls ein Rußniak, bereit, ins Dickicht zu gehen, um dem Bären den Fangschuß zu geben. Einige junge Herren unter den Jagdgästen gingen, in entsprechender Distanz, den beiden nach, um im Notfalle Hilfe leisten zu können.

Die zwei Rußniaken kamen zum Bären. Dieser griff sofort an. Sie schossen. Szicsak kam mit dem Bären, der sich inzwischen aufgerichtet hatte, ins Handgemenge. Das Geschrei der beiden Männer mischte sich mit dem Brüllen des Bären. Plötzlich schossen die Helfer aus gedecktem Hinterhalt in das Gewimmel. Der Heger bekam eine Kugel in das Bein, es gelang ihm aber, den Bären, der mit dem Szicsak zu liegen kam, von diesem herunter zu schießen. Nun lagen alle drei da: Der Bär war, von mehreren Kugeln getroffen, verendet. Szicsak lag da mit skalpiertem Kopf (der Bär hatte ihm die Kopfhaut vom Hinterhaupt bis zur Stirn heruntergezogen) und Szidor mit einem Kugelschuß durch die Wade.



Stehender Bär

Walther Klemm — Holzschnitt

Als unter den Klagetönen der Verwundeten die Stimme des Bären nicht mehr zu hören und in den Fichten alles ruhig war, kamen auch die „heldenhaften Retter“ näher und waren nicht wenig überrascht, als sie gewahr wurden, daß sie durch ihre Kugeln den bedauernswerten Heger kampfunfähig gemacht hatten.

Der zu den Jagdgästen zählende Bezirksarzt legte den beiden Verwundeten Notverbände an, und auf drei im Walde notdürftig angefertigten Tragbahnen wurden die zwei Rüdniaken und „ein Toter“ ins Tal getragen. —

Die zwei Verletzten waren Gott sei Dank bald wieder genesen.

### Mit Nero auf Saujagd

Schwarzwildjagden sind ohne entsprechende Hunde wenig erfolgreich, wenn man nicht eine ungeheuere Anzahl von Treibern aufbieten kann. So hatte ich mir vier eigens für die Saujagden bestimmte Hunde angeschafft. Darunter war auch eine sehr schnelle Hündin. Eines Tages brachte sie Junge ins Haus; zwei Rüden zog ich davon auf.

Sie waren ungefähr acht Monate alt, als ich sie zum ersten Mal auf die Jagd mitnahm. Es war nach der Hirschbrunft Mitte Oktober 1904. Wir stießen unweit vom Dorfe in einer mit Fichten- und Buchenjungwald bestockten Lehne auf eine Bache mit späten und noch schwachen Frischlingen, die wir in diesem Revierviertel schon zur Hirschbrunft festgestellt hatten.

Kaum hatten die Treiber die Hunde losgelassen, so gab es schon den ersten Standlaut. —

Ich hatte öfter die Gelegenheit, die Hunde im Triebe zu beobachten. Das Suchen überließen sie in den meisten Fällen der alten Hündin. Diese wurde auch stets, um ihr die Arbeit zu erleichtern, wenn möglich, auf der Einfährte angelegt.

War diese, wie im vorliegenden Falle, nicht feststellbar, so dauerte es trotzdem nie lange, bis sie an die Sauen kam und den ersten Standlaut gab. Sobald der erste Laut erscholl, schossen die übrigen Hunde, die sich bis dahin meist auf einer Anhöhe aufhielten, wie besessen auf die Stelle zu, wo die Hündin Standlaut gab. Nun konnten sich die Treiber schnell entsprechend einrichten, da sie ja wußten, wo die Sauen eingeschoben waren, um diese zwischen sich und die Jäger zu bringen. Sobald die Hunde anschlügen, ging auch ein Höllenlärm bei den Treibern los, damit die Sauen beim Hochwerden nicht eine falsche Richtung annahmen, von der sie dann auch nicht mehr abzubringen sind, selbst wenn es mitten durch die Treiberwehr geht.

Diesmal begann die Jagd auf ähnliche Weise, jedoch kam die Sau mit ihren noch schwachen Frischlingen nicht vorwärts. Die Hunde faßten zu, und die alte Bache hatte zu tun, diese von ihren Jungen abzuwehren. Die Treiber kamen heran und konnten der Szene zusehen, hielten sich aber in respektvoller Entfernung. Während sich die alten Hunde mehr in der Rotte in der Nähe der Bache beschäftigten, faßte einer der jungen Hunde, Nero genannt, einen seitwärts stehenden Frischling und zerrte ihm beim Gehör hinunter bis an die Straße. Dort waren drei Treiber aufgestellt, die durch Klopfen und Lärm verhindern sollten, daß dort das Schwarzwild durchbrach. Einer von ihnen nahm Nero den Frischling ab, faßte ihn an den Hinterläufen und schob ihn wie einen Schubkarren in das Dorf, wo ihn meine Frau in den Schweinestall einsperren ließ.

Während die Bache ihre übrigen Frischlinge gegen die anstürmenden Hunde und auch gegen die Treiber verteidigte, war auch Nero schon wieder zurück, faßte abermals einen jungen Schwarzkittel, ohne daß es die Bache, der vielen Feinde wegen, hätte verhin-



Forsthaus Hauenstein

[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

Am Fuße des Erzgebirges

dern können, und schleppte ihn abermals hinunter auf die Straße. Auch dieser kam in den Schweinestall. Die Sau und ihre übrigen Jungen kamen unbeschossen durch. Zurückgekehrt, fanden wir die zwei Frischlinge im Schweinestall in einer Ecke verdrückt. Sie wurden auf Anordnung des Besitzers nach Deutschland gesandt, wo sie zwecks Blutauffrischung in einem Saugarten ausgelassen wurden. Merkwürdigerweise wurden sie dort wenig später von einem alten Keiler erschlagen. Er mußte sie als Fremdlinge erkannt haben. — Nero aber war dank seiner Bravourstücke der Held des Tages.

Auf einer am 27. Dezember 1905 abgehaltenen Jagd auf einen Keiler ging derselbe unbeschossen durch. Ich verließ die Jagdgesellschaft und verfolgte die Jagd. Sie ging bergauf, bei einem Schnee, der bis zum Bauch reichte. An-

fangs war die ganze Meute hinter dem Keiler her, doch die Jagd ging immer höher, sie wurde für die Hunde immer schwerer, und so ließen allmählich drei von ihnen von der Jagd ab und kehrten trotz meiner Aneiferung zurück. Nur Nero und die Hündin jagten weiter, bis ich endlich, weit über mir, Standlaut hörte. Ich schob mich in der Schneefurche, die der Keiler hinterlassen hatte, langsam weiter. Der Standlaut hielt an. Langsam kam ich ihm näher. Schon sah ich die Hunde. Gedeckt blieb ich stehen, um etwas auszustasten und um zu sehen, wo der Keiler steckte. Ich konnte ihn nicht sehen. Um in der Richtung, wo die Hunde bellten, bessere Sicht zu bekommen, mußte ich mich vorsichtig noch weiter vorschieben. Plötzlich sah ich durch die Sträucher den Kopf und die weißen Waffen (unteren Eckzähne). Der übrige Körper

war durch den Strauch, in dem er saß, und durch einen zweiten Strauch vor ihm gedeckt. Der Kopf ist eine schlechte Zielscheibe; noch dazu sah ich ihn nur von der Seite. Das kleine Gehirn, das das Tier hat, ist kein Ziel. Und wenn dieses nicht getroffen wird, so besteht die Gefahr, daß der Keiler den Jäger annimmt. Das gleiche hätte passieren können, wenn er mich eräugt hätte, denn nach dem Schlagen mit seinen Waffen mußte der schwarze Basse schon ziemlich aufgeregt gewesen sein.

Vorsichtig ging ich in Anschlag. Die Hunde lagen ziemlich nahe vor und beschäftigten vollauf den Keiler. Plötzlich schob der Keiler einen Schritt nach vorwärts gegen die Hunde und verhielt in dieser Stellung. Da krachte auch schon mein Schuß, und die Hunde kühlten ihre Rache an dem nun Wehrlosen.

Und noch ein Bravourstück durch meinen Nero: Es war am 23. Feber 1906. Ich jagte mit einigen Gästen in einem entlegenen Revierteil, von dem schon seit einiger Zeit Schwarzwild gemistet war. Es stand in einer Fichtendickung. Die Nacht vorher war ziemlich Neuschnee gefallen, durch den alles verhängt war. Die Sauen ließen sich deswegen schwer treiben, und kamen, wie man nach dem Laut der Hunde beurteilen konnte, kurz vor den Treibern. Die Hunde verbellten die Sauen schon auf kurze Entfernung vor mir, ich hörte sie schon brechen, ohne jedoch etwas zu sehen. Die Sauen wollten aus der Dickung nicht heraus.

Endlich flitzte rechts neben mir ein Keiler heraus. Die Lichte zwischen den Jungfichten und dem Buchenbestand war schmal, und der Schneeanhang verhinderte auch im Buchenwald jede weitere Aussicht, so daß ich nur einen Schuß auf den bereits wieder von den Buchen gedeckten Keiler abgeben konnte. Ich konnte aber nicht sehen, ob er getroffen war und hörte bloß, daß er flüchtig weiterging. Kurz nachher kam

Nero auf des Keilers Fährte. Da sagte ich zu meiner neben mir stehenden Frau: „Gleich werden wir hören, ob dem Keiler etwas fehlt oder nicht.“

Die übrigen in der Dickung verharrenden Sauen wendeten sich auf meinen Schuß ab und brachen bei einem Nachbarschützen durch, der ein Stück erlegte.

Wenig später hörten wir von Nero schon Standlaut; die übrigen Hunde waren ihm schnell zu Hilfe geeilt. Meiner Frau gab ich den Auftrag, mit den übrigen Jägern zu warten, bis ich wieder zurück sei. Ich lief nun, ohne auch nur die Schweiffährte anzusehen, hinunter in das Tal, wo ich die Hunde hörte.

Ungefähr 70 Schritte vor dieser Stelle angelangt, sah ich den Keiler an der Böschung einer Schlucht, von rückwärts durch eine schrägstehende Buche gedeckt.

Eben, als ich stehen blieb und das Gesicht in Anschlag nahm, fuhr der Keiler aus seiner gedeckten Stellung herunter in den Graben zwischen die Hunde. Schon hörte ich an dem veränderten Laut der Hunde, daß dort gekämpft wurde.

Ich lief so rasch wie möglich an die Stelle und sah, als ich oben am Rand der Schlucht angelangt war, folgendes Bild: Nero hatte sich im linken Gehör des Keilers verbissen und hielt ihn, sich mit dem Körper an den Keller anschmiegend, fest, während die übrigen Hunde an allen möglichen Stellen an dem Keiler herumzerrten. Eine Weile sah ich von oben zu, unschlüssig, was da zu machen sei. Ich versuchte, dem Keiler eine Kugel anzubringen. Aber vergebens. In dem Kampf zwischen Keiler und Hunden gab es keinen Moment, in der der Keiler nicht von den Hunden gedeckt gewesen wäre. Der Angriffsgeist der Hunde steigerte sich auch sichtlich, als sie mich gewahr wur-



[www.riesengebirger.de](http://www.riesengebirger.de)

Vergasst dei Hamit net!

B. J. 1914

DIE wahre Geschichte verschweigen,  
heißt, die Zukunft verachten.

WAS man frühmorgens versäumt,  
bringt der schönste Tag nicht wieder.

WER den Herrgott verachtet, fügt der  
eigenen Seele Schaden zu.

DER Wille ist größer und mächtiger als  
totes Geld.

ES gibt unter den Heimmattreuen weit  
mehr Kosmopoliten, als unter den sich  
kosmopolitisch Gebärdenden Kontinent-  
aldenkende. Josef Reinhart

den. Während dieser Zeit sah ich auch,  
daß der Keiler den rechten Hinterlauf  
hoch oben gebrochen hatte, — also:  
Keulenschuß.

Da sich mit dem Gewehr nichts ma-  
chen ließ, hängte ich es wieder um, zog  
meinen Standhauer (großer, starker  
Dolch), den ich bei Saujagden immer  
bei mir führte, und stieg hinauf zu dem  
schwarzen Bassen in die Schlucht, um  
mich im Kampfe gegen ihn zu stellen.  
Doch auch dort konnte ich dem Keiler  
nicht beikommen, denn jedesmal, wenn  
ich an ihn herankam, nahm er mich an.  
Ein Sprung aus der Böschung heraus  
brachte mich aus der Gefahrenzone,  
denn soweit reichten seine Kräfte mit  
dem einen Hinterlauf nicht aus, daß er  
mit der an ihm hängenden Hundemeute  
an der steilen Böschung herausgeklet-  
tert wäre. Schließlich war der Keiler,  
auch wenn ich so nahe an ihn herange-  
kommen wäre, von den Hunden immer  
so viel gedeckt, daß ich ihm den  
Fang am Blatt (Stich in die Brust) nicht  
hätte anbringen können.

So zogen sich eine Weile Hunde und  
Keiler im Graben zwischen Ästen und  
im Wasser unmittelbar unter mir hin  
und her. Plötzlich erwischte der Keiler  
den Nero bei der Drossel. Da hörte ich  
oben jemand rußniakisch rufen: „Mein  
Gott, unser Hund ist verloren!“

Ein Blick von mir nach oben und ich

sah am Rand der Schlucht den jungen  
Heger stehen, der auf dem angeschweiß-  
ten Keiler geritten war.

Im nächsten Augenblick war auch der  
Hund wieder frei, fuhr wie eine Furie  
gegen den Keller, dieser stolperte und  
fiel so halb in die rechte Seite. Schon  
waren alle Hunde über ihn hergefallen.  
Auch ich benutzte diesen Augenblick  
und gab ihm den Fang.

Wie besessen sprangen die Hunde  
auf den Keller und verbissen sich in  
diesem, mit befriedigtem Knurren.

Diese 5 Hundsköpfe rings um meine  
Hand, die den Standhauer in des Kei-  
lers Herz hielt, wird mir ein unvergeß-  
liches Bild bleiben.

### Die nächtliche Wolfsjagd

Im Januar 1903 war mein Schwieger-  
vater bei uns zu Besuch. Wir waren  
beim Abendessen, als wir ein abscheu-  
liches Geheul vernahmen. Wir eilten  
hinaus. Auch das Dienstmädchen, das  
das Geheul vernommen hatte, kam hin-  
zu und gab seiner Meinung Ausdruck,  
daß das viele Wölfe wären, die da heul-  
ten.

Ungefähr 100 Meter unterhalb unse-  
res Kastells liegt der Meierhof. Hinter  
diesem fließt der Bach, und dem gegen-  
über beginnt das bewaldete Gebirge.  
Unmittelbar oberhalb des Meierhofs  
vollführten die Bestien dieses unheim-  
liche Geheul, das von allen Dorfhunden  
in den widerlichsten Tönen beantwor-  
tet wurde.

Wer ein solches „Konzert“ noch nicht  
gehört hat, kann sich nicht vorstellen,  
wie greulich es klingt.

Wir hörten eine Weile zu und merk-  
ten, daß die Wölfe der Lehne entlang  
weiter hinauf zogen.

„Schwiegervater, willst du mithal-  
ten? Ich gehe hinaus! „O ja!“ war die  
Antwort.

Ich ließ mir den Heger holen und sei-  
nen Schwiegervater als Sachverständi-  
gen. Dieser konnte, wie er sagte, das  
Wolfsgeheul gut nachahmen. Aus Bü-

chern war mir bekannt, daß der Wolf dem Quietschen eines jungen Schweinchens nicht widerstehen kann und auf dasselbe unbedingt losgeht. Aber ebenso auf das Geheul eines Wolfes, besonders in der Rollzeit, im Januar, wie der alte Heger behauptete. Ein Schweinchen hatten wir nicht, und so mußten wir auf die Behauptung des alten Hegers und auf seine Heulkunst bauen.

Ungefähr um 20 Uhr zogen wir los, mein Schwiegervater und der junge Heger mit je einem Gewehr und ich mit einem Kugel- und Schrotgewehr ausgerüstet.

Am Fuße der Berglehne entlang führte der Weg, auf dem wir gingen, und in der gegenüberliegenden Bergwand zogen parallel mit dem Tal langsam und heulend die Wölfe. Das Geheul wurde immer heftiger. Ein Stück über dem Dorf angelangt, blieb der alte Heger stehen und sagte: „Wir wollen umkehren, denn das Unternehmen, das wir vorhaben, ist gefährlich. Ich bin hier alt geworden, aber noch nie habe ich so viele Wölfe heulen gehört wie diesmal. Wir haben hier vielleicht zwanzig Wölfe vor uns.“

Die Bedenken des Alten waren nicht von der Hand zu weisen, aber ich ließ mich nicht davon abhalten, mein Vorhaben durchzuführen.

Wir waren drei bewaffnete Jäger. Aus der Naturgeschichte war mir bekannt, daß der Wolf zwar ein grausames und verwegenes Raubtier ist, den Menschen aber fürchtet und meidet und nur in großer Not angreift. Es ist mir, nebenbei bemerkt, während meiner ganzen Zeit in Karpathorußland nur einmal bekannt geworden, daß sich der Wolf an einem Menschen vergriffen hat.

Es war eine Bettlerin, die von Wölfen angefressen wurde. Es wurde aber vermutet, daß sie vorher erfroren war und erst dann von den Wölfen angenommen wurde. Dagegen ist es öfter vorgekommen, daß Wölfe nachts in die

Dörfer eingedrungen sind und Hunde und Schafe, wenn sie in einem irgendwie zugänglichen Pferch lebten, weggeschleppt haben.

Auch mein Schwiegervater zeigte keine Angst. So beschwichtigte ich den Alten, daß ja die Wölfe flüchten würden, wenn es knalle und man von ihnen ein bis zwei Stück erschießen würde. — So gingen wir weiter. Ungefähr zwei Kilometer oberhalb des Dorfes ist im Walde in der Berglehne, auf der die Wölfe waren, in einer seichten Mulde eine Wiese. Auf dieser verhofften die Wölfe eine längere Zeit, wobei sie noch stärker heulten als bisher.

Unterhalb dieser Wiese, im Tal, läuft der Bach in einem scharfen Winkel von der linken zur rechten Bergseite. Dadurch ist das untere Bachufer stark unterwaschen, fast senkrecht und eineinhalb bis zwei Meter hoch. Ungefähr 100 Schritte davon entfernt standen am Wege drei alte, wilde Apfelbäume. Beim ersten stellte ich den jungen Heger an, beim zweiten Baum den Schwiegervater, und beim dritten, dem Bach nächststehenden Baum, stellte ich mich mit dem alten Heger an. Das Konzert der Wölfe dauerte unterdessen fort.

Vor uns hatten wir eine freie Wiese, also gute Aussicht bis zum Bach. Das diesseitige Ufer war, wie bemerkt, eineinhalb bis zwei Meter hoch. Man konnte also nicht in den Bach sehen.

Nun heulte mein Afer einige Male vereinzelt dazwischen. Er dürfte wohl kaum vier-, fünfmal Laut gegeben haben, als die Wölfe plötzlich verstummten. Wir hielten es ebenso und lauschten. — Nach einer Weile kam es mir vor, als wenn ich ein Schneeknirschen gehört hätte. Wieder Stille. Plötzlich hörte ich Eisbrechen. — Einige Sekunden später kam aus der Tiefe heraus auf unser Ufer ein Wolf gesprungen, ging einige Schritte, setzte sich und sicherte. Wieder einige Sekunden später kam auf derselben Stelle ein zweiter Wolf herausgesprungen, lief ebenfalls

einige Schritte weiter und setzte sich neben den ersten Wolf. — Sodann erschien ein dritter, — ein vierter. — Sie taten das gleiche wie die ersten beiden.

Mein Rußniak hinter mir fing zu zittern an. Mit der einen zitternden Hand boxte er mich, und in der anderen Hand wackelte mein Schrotgewehr, das ich ihm zum Halten gegeben hatte. Sein Atmen glich einem Keuchen. Ich hatte zu tun, den Mann zu beruhigen, damit wir uns die Wölfe nicht vergrämten. Aus der Jagdkunde war mir bekannt, daß auch der Wolf, wie andere Raubsäugetiere, die zu erheischende Beute nicht direkt angehen, sondern im Umkreis heranzukommen versuchen, um gleichzeitig auch zu sondieren, ob die Luft rein ist. Das setzte ich auch hier voraus, und da wir guten Wind hatten, wollte ich abwarten, bis uns die Wölfe näher kamen. Sie waren ungefähr 150 Schritte von uns entfernt, und wenn auch die Nacht hell war, so schien mir das Anbringen einer Kugel unter diesen Umständen nicht sicher. Aber was ich nicht tat, das tat mein Schwiegervater. Er schoß. Die Wölfe gingen flüchtig ab. Nach einem kleinen Vorwurf, den ich meinem Schwiegervater nicht ersparen konnte, gingen wir auf den Anschuß. Es war Schweiß da. Die drei gesunden Wölfe flüchteten in das Gebiet, aus dem sie gekommen waren. Der kranke Wolf setzte sich vom Rudel ab. Während wir uns mit der Fährte des kranken Wolfes beschäftigten, fingen

die drei anderen Wölfe wieder unweit von uns zu heulen an.

Nun wußten wir, daß es nur noch drei Wölfe und keine neunzehn mehr gab. Wir konnten auch die Verschiedenheit der drei Stimmen wahrnehmen. Solange sie alle vier auf einmal und ununterbrochen geheult hatten, war weder der Unterschied in den Stimmen noch die Anzahl derselben feststellbar. Vor allem aber deshalb nicht, weil es zwanzig Wölfe sein sollten, die man sich im Geiste dort vorgestellt hatte.

Wir machten nun einen Umkreis, um von einer anderen Seite zu erscheinen und ließen den Alten, der sich inzwischen beruhigt hatte, aufs neue heulen. Die Wölfe kamen abermals an uns heran, traten aber aus dem Walde nicht mehr heraus, so daß wir sie nicht mehr zu Gesicht bekamen und endlich die Jagd aufgeben mußten...

Um zwei Uhr früh kamen wir nach Hause. Damit erlösten wir auch endlich meine Frau von ihrer qualvollen Angst, die sie unterdessen ausgestanden hatte. Sie hörte die ganze Zeit das Heulen der Wölfe, hörte auch den Schuß, aber weiter nichts mehr von uns.

Tags darauf sandte ich die beiden Heger nach dem angeschweißten Wolf. Leider konnten sie die Fährte nicht mehr finden. Dafür fanden sie unterhalb des Dorfes am Bach die Überreste von einem Hirschtier, das die gebliebenen drei Wölfe noch in derselben Nacht gerissen hatten.

Meine Jugend war das, was man herbe nennt. Und doch, wenn ich mir heute etwas recht Gutes antun will, so schaue ich auf jene Zeit zurück. Sie war wohl nicht ganz so, wie ich sie heute sehe; es sind — um nach Weltbrauch zu sprechen — bei jenem Schatz eben auch schon Zinsen dazugewachsen. So steigt der Wert der Jugenderinnerungen mit den menschlichen Jahren, um endlich den trübseligen Gebrechen des Alters ein freundliches Labsal zu sein. Nicht alles, was wahr ist, müssen wir sagen, aber alles, was wir sagen, muß wahr sein. Der echte, rechte, feste und treue Mensch muß irgendwo wurzeln, nicht anders wie ein Baum, ein Kornhalm. Lieber mit der Wahrheit sterben als mit der Lüge leben. Vernichten kann einen nicht der Schmerz, denn er will geheilt sein, nicht die Schuld, denn sie will gesühnt sein — nur die Stumpfheit, denn sie will — nichts.

Peter Rosegger

## Osterspaziergang

Ostern, das liebliche Fest, war gekommen.

Ich sagte zu meiner Braut:

„Machen wir einen Osterspaziergang, Ellinor?“

„Fein, Johannes! Wohin, Johannes?“

„Durch die Stadt! Ins Freie! Ins Grüne!“ Ellinor sprang auf:

„Herrlich, Johannes!“

Wir gingen ins Grüne.

Im Stadtpark begegnete uns ein Herr.

„Fröhliche Ostern, Herr Rösler!“ grüßte er.

Ich stutzte.

Ging auf ihn zu und fragte:

„Kennen wir uns?“

„Aber Herr Rösler! Ich bin doch Ihr Schneider, dem Sie noch den letzten Anzug schuldig sind!“

Ich sah Ellinor erschrocken an.

Wir gingen schnell weiter.

Am Fluß saß einer am Ufer und angelte.

„Wollen wir ihm ein wenig zusehen, Ellinor?“

„Hoffentlich fängt er einen, Johannes.“

Der Angler zog nichts aus dem Fluß.

Dafür zog er eine Rechnung aus der Tasche.

„Ich höre Sie hinter mir reden, Herr Rösler!“ sagte er, ohne sich umzudrehen. „wann werden Sie endlich die Schuhe bezahlen, die ich Ihnen vorigen Sommer genäht habe?“

Ich ging mit rotem Kopf neben Ellinor weiter.

Sagte ich schon, daß sie mich heiraten wollte?

Daß sie mein Jawort hatte? „Es ist mir schrecklich peinlich, Ellinor!“ „Ich wundere mich nicht wenig, Johannes!“ Ihre Stimme klang nicht mehr sehr

festlich. Wir kamen auf die Tennisplätze. Ein Spieler kam ans Netz. „Wie tragen sich die Hemden, Herr Rösler?“ „Sie sitzen ausgezeichnet!“ sagte ich. „Das freut mich. „Nur am Kragen drücken sie ein wenig.“

Der Tennisspieler, der mein Hemdenmacher war, nickte:

„Dann werden Sie wenigstens dadurch daran erinnert, daß das halbe Dutzend Maßhemden bei mir in den Büchern seit einem Jahr noch unbezahlt offensteht...“

Ich sagte nichts mehr. Auch Ellinor sagte nichts. Sie ging nachdenklich neben mir her. Wir gingen in einen Biergarten. Am Nebentisch saß mein Hauswirt. Ich bemerkte es zu spät.

„Wie steht es mit der Miete, Meister?“ rief der Hauswirt herüber, so daß es alle Leute hören konnten. „Ich warte ja gerne, aber wenn ich lauter solche Mieter hätte wie Sie — —“

Wir verzehrten nichts. Ellinor war aufgesprungen und hinausgelaufen.

„Johannes, ich hab es mir überlegt!“

„Es wird nichts aus uns beiden! Wie willst du mich heiraten, wenn du dich nicht einmal selbst ernähren kannst und bis zu den Schultern in Schulden steckst? Leb wohl! Für immer, Johannes!“

Da ging sie hin.

Ich sah ihr nach, so lange ich schauen konnte.

Am Ostersonntag lud ich meine vier Freunde bei mir zu Gast. Es gab Champagner und die ersten jungen Hähnchen des Jahres. Das war mir das Fest wert, das wir feierten: Die Erlösung von Ellinor, die war mir schon lange auf die Nerven gefallen und jetzt war sie so schnell und schmerzlos aus meinem Leben geschieden. Ich erhob mich und bedankte mich bei meinen vier Freunden, die so vortrefflich die Rolle meines Schneiders, meines Schusters, meines Hemdenmachers und meines Hauswirts gespielt hatten...



Braunberg: Junge Kraxenträgerin.

HANS DEISSINGER

## Ein blitzsauberes G'sicht! . . .

Eine Anton-Bruckner-Erinnerung

Man weiß es aus jeder Brucknerbiographie: er, der immer Demütige, Geistbereite, der reine Tor im Himmel irdischer Liebe, er, der den Sprung ins zweiseitige Lebensschifflein mehr als einmal versäumte, zuweilen nur deshalb, weil er gerade an einer soundsovielten Symphonie zu schreiben und aus diesem Grunde keine Sekunde kostbarer Arbeitszeit für andere Angelegenheiten zu verlieren hatte, — ihm blieb es gleichwohl bestimmt, ein leicht entflammbares, leicht beglücktes Herz durch die strenge Einsamkeit seines Lebens zu tragen. Und hatte er wieder einmal ein Werk vollendet, war er aus den Höhen verzehrender Gottesschau, von rauschenden Himmelsflügen zur Erde zurückgekehrt, dann konnte es wohl geschehen und das Lächeln eines ländlich-schlichten Gretchens, der blaue Augenaufschlag eines Wiener Bürgersentzückten, zukam, dem der Bart voll und schwarz um die Wangen wuchs, sondern dem fast sechzigjährigen Jüngling an seiner Seite, dem Hoforganisten und Professor für Generalbaß, Kontrapunkt und Orgel am Konservatorium in Wien, Doktor Anton Bruckner.

Einmal an einem heiteren Sommerabend pilgerte er in Gesellschaft des jungen Supplenten Hans C., meines späteren Schwiegervaters, ein Stück gegen Sievering hinaus. Sonst redse-

lig und aufgeräumt, grübelte er heute düster in sich hinein. Plötzlich gibt es ihm einen Ruck. Er bleibt stehen, hält seinen Begleiter am Rockärmel zurück und flüstert ihm aufgeregt etwas zu. Supplent C. versteht nicht gleich. Bruckner wiederholt sein Anliegen. „Gehn S', Herr Landsmann, gehn S'“, bittet er, „kehren wir um, gehen wir noch einmal dort vorbei. Ich glaub, es hat eine 'runtergelacht auf mich, ein blitzsauberes G'sicht!“

Bruckners Wunsch wurde natürlich erfüllt. Man kehrte um. Richtig, hinter einem der Fenster machte sich ein jüngeres Frauenzimmer zu schaffen. Man spazierte vorüber, man spazierte einmal und noch einmal vorüber. Und Bruckner blinzelte verschmitzt, mit freundlichen Mienen zu der Fensterfront empor.

Der Jugendbildner Hans C. aber sah sich auf diese Weise in das Faktum einer Fensterpromenade verstrickt, bei der die Rolle des galanten Verehrers zu spielen, freilich nicht ihm, dem Dreißigjährigen, zukam, dem der Bart voll und schwarz um die Wangen wuchs, sondern dem fast sechzigjährigen Jüngling an seiner Seite, dem Hoforganisten und Professor für Generalbaß, Kontrapunkt und Orgel am Konservatorium in Wien, Doktor Anton Bruckner.

## Aus Erinnerung schaffen!

Erinnerung ist für uns Vertriebene nie etwas Gewesenes, das mit uns keine Beziehung mehr hätte, sondern etwas tief und innig mit uns und unserem Leben Verbundenes.

Die Welt, der wir lange Zeit angehörten, liegt hinter uns. Aber wir haben die Verpflichtung, die Erinnerung an sie wach zu halten und sie kommenden Geschlechtern weiterzugeben. Wir müssen die Vergangenheit also als etwas Lebendiges in unserer Seele tragen — und schaffen, schaffen!

So gehören die großen Menschen der Jahrhunderte, die auch aus unserer Heimat hervorgegangen sind — Dichter und Denker, Künstler und Gelehrte — nicht der Vergangenheit an, sie müssen in uns weiterleben, sie müssen uns wegweisend in die Zukunft begleiten.

Ein Leben ohne Ehrfurcht vor den Ahnen, die Großes geschaffen, ein Leben ohne diese geistige Führung, ginge in die Irre.

A. Blaha

# Heimatrecht und Heimatschein

In der staatsbürgerlichen Gesetzgebung des alten Österreichs spielte das Heimatrecht eine maßgebende Rolle. Es trug erheblich zur Bestärkung der Volksmoral, aber auch zur persönlichen Charakterbildung bei.

Sofern eine Person nicht durch Herkunft, Besitzerwerb oder durch Begünstigungen (Ehrenbürgerschaft o. ä.) gesetzliches Mitglied der Gemeinde war, so konnte sie sich, als Großjährige, das Heimatrecht erwerben. Das war aber — besonders in den Dörfern — nicht ganz einfach. Hier war man darauf bedacht, das Heimatrecht nur charaktervollen Menschen zu gewähren und achtete darauf, fraglichen Personen Dienst- und Mietverträge rechtzeitig zu kündigen.

Die Zuerkennung des Heimatrechtes kam somit einem Wohlverhaltenszeugnis gleich. Das bewog besonders Männer, die mit ortsansässigen Frauen verheiratet waren und in deren Gemeinden das Heimatrecht anstrebten (die Frau unterlag der Heimatzugehörigkeit des Mannes), sich charaktervoll zu erweisen. Kurz: Säufer, Rauflustige oder Taugenichtse wollten die Gemeinden nicht. Die Lebenshaltung war vorrangig, die wirtschaftlichen Verhältnisse erst in zweiter Linie ausschlaggebend.

Das Heimatrecht war aber auch für jene Ortsangehörigen wichtig, die in der Fremde lebten, denn sie blieben, sofern sie sich nicht anderwärts das Heimat- oder Staatsbürgerrecht sicherten, Bürger ihrer Geburtsgemeinde, die sie auch in Notfällen aufnehmen mußte. Das Heimatrecht war somit auch Zufluchtsrecht! Das erwies sich häufig bei Personen, die jung die Heimat verließen, „draußen“ in dulci júbilo lebten und im Alter ihrer Gemeinde „zugeschoben“ wurden. Darunter waren oft auch Menschen, deren Väter „in die Welt gingen“, aber die nötige staatsrechtliche Vorsorge mißachteten. So kamen mit-

unter Personen in den Genuß des Zufluchtsrechtes einer Gemeinde, die sie gar nicht kannten.

Aus dem Ausland abgeschobene Personen wurden an der Staatsgrenze Amtspersonen übergeben. Waren sie mittellos, aber gefähig, so wurden sie von Gendarmerie- zu Gendarmeriestation weiter, der Heimatgemeinde zugeschoben.

„Am Schub gebracht“ werden, war nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für die Angehörigen eine „Todschande“. Daher fielen in der Regel die Angehörigen über die Zugeschobenen das harte Richtwort. Kamen aber Personen aus krankheits- oder staatsrechtlichen Gründen (was nach 1918 öfter vorkam) „per Schub“, so zeigte man für deren Nöte Anteilnahme. Aber bei eindeutiger Selbstverschuldung gab es gewöhnlich kein Mitleid, selbst dann nicht, wenn es sich um einstmals gefeierte Personen handelte. Zumal, wenn sie in ihren „Dukatenjahren“ von „daheim“ nichts wissen wollten. In meiner Geburtsgemeinde war das bei einem einstigen „stinkreichen“ holländischen Großmüller der Fall. In seiner Glanzzeit fuhr er nur vierspännig durch die Lande, ohne sich um die holländische Staatsbürgerschaft zu kümmern. So kam es, daß er schließlich, bedingt durch seine Fehlspekulationen und harte Schicksalsschläge, seinem elterlichen Heimatort zur Last fiel. Man nannte ihn, nach dem alten Hausnamen, „Annerl-Seff“. In meiner kindlichen Wißbegierde stellte ich an den weitgereisten Mann gar viele Fragen. Er erteilte bereitwilligst Auskünfte. Dabei ermahnte er aber auch gerne zur schlichten, charakterfesten Lebensführung. Dieser hartgeprüfte, von Glück, Gunst, Familie und Freunden verlassene Mann wurde schließlich noch zum Vorbild der Genügsamkeit. Er bemühte sich noch,

durch Schreib-, Haus- und Gartenarbeiten sein Brot zu verdienen. Ja, er erlebte es schließlich, daß er in der Gemeinde wieder der Herr Pr. . . war. So wurde für ihn der ihm durch seine Abstammung verbliebene Heimatschein zu einem wahren Lebensanker.

Fast gnadenlos verfuhr man jedoch mit jenen, die jungerweis durch ein gaunerhaftes Leben „am Schub“ kamen. Über sie brach gewöhnlich die eigene Verwandtschaft den Stab. Auch die Gemeindeväter handelten in solchen Fällen keineswegs zimperlich. Das war hinreichend bekannt. Man fürchtete daher, wo immer man auch leben mochte, „per Schub“ gebracht zu werden. Daher war es auch nicht selten, daß Menschen, die wie Gott in Frankreich lebten, doch noch zeitgerecht sich selbst am Zügel faßten, um sich und den Angehörigen die „Todschande“ zu ersparen. Dadurch

wirkte sich das Heimatrecht oftmals auch zum Nutzen der Fremde aus.

Das Heimatrecht bezeugte der Heimatschein. Er sprach für Herkunft und Zugehörigkeit, verpflichtete zur ordentlichen Lebensführung, gemahnte daran, nicht durch Selbstverschulden „auf dem Schandweg“ in die eigene Gemeinde gebracht zu werden. Verständlich daher die besorgte, fast flehentliche Bitte der Mütter, wenn die Söhne in die Fremde zogen: „Sei sparsam und fleißig, damit sie dich nicht ‚per Schub‘ bringen! Erspare uns diese Schande!“

Daß man dem Heimatschein hohe Beachtung zollte, geht selbst aus Fiebigers „Riesengebirgs-Lied“ hervor, denn darin heißt es:

Wird der Herrgott mich dann fragen,  
oben nach dem Heimatschein,  
zieh' ich deutsch und stolz und freudig  
flugs ins Himmelreich hinein.

O. Z.

## Vom Wert und Wesen unserer Sprache

Die deutsche Sprache, wie wir sie heute sprechen und schreiben, ist im wesentlichen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geprägt worden, und Luther mit seiner Bibelübersetzung hat wesentlichen Anteil an dieser Prägung gehabt. Aber diese sächsische Kanzleisprache war nur eine Form; wir können uns freilich aus dem schließlichen Ergebnis eine Vorstellung davon machen, welch ein schöpferisches Sprachgenie es gewesen war, der diese Form dann mit Geist ausfüllte. Im Mittelalter schien es schon einmal so, als ob durch die großen höfischen Dichter Walther und Wolfram die Grundlage für eine einheitliche deutsche Sprache geschaffen werden könnte. Wir sprechen deshalb ja auch von Mittelhochdeutsch.

Im Laufe der weiteren dreihundert Jahre hat sich die hochdeutsche Sprache zu der Kraft und Fülle und Anschaulichkeit entwickelt, die sie mit ihren über dreihunderttausend deutschen eigensprachlichen Worten um das Doppelte über die englische und gar das Vierfache über die französische Sprache stellen. Mit dieser Vielzahl von Ausdrücken, in ihrem Glanz, ihrer Schönheit, ihrer Kraft und zugleich Innigkeit ist die deutsche Sprache — nach Jacob Grimm etwas allen Bekanntes und zugleich allen wieder ein Geheimnis — befähigt, alles auszudrücken, was die Seele bewegt. Kein Abgrund ist so tief, keine Höhe so hoch, als daß sie nicht am Maß der deutschen Sprache in vielfältigen Beschreibungen ausgemessen werden könnten!

„Unsere Sprache“, sagt Hölderlin, „ist ein Tempel, bis zu dessen Schwelle nur Begnadete vordringen“. Nahen wir uns dieser Schwelle in Ehrfurcht, hüten wir den Tempel!

## „Der Briefträger“

Wer von euch erinnert sich nicht gerne an die Faschingszeit in der Heimat, an die großen Bälle, an die Ereignisse des fröhlichen Jahresanfangs. Wenn jeweils zwei Herren in Schwarz oder in vollem Wuchs der Uniform des betreffenden Vereines (Feuerwehr, Veteranen-, Turnverein, Kulturverband) am Sonntag nach der Kirche von Haus zu Haus gingen, um persönlich einzuladen und die Karten abzugeben. Jeder Samstagabend war mit einem großen Ball besetzt, jung und alt freute sich darauf, und die Vorarbeiten waren zugleich die fröhlichen Schatten, von den zu erwartenden Erlebnissen vorausgeworfen. Daneben gab es noch Kränzchen und Hausbälle — kurz, der Fasching war sozusagen die fünfte Jahreszeit, die uns als schöne Erinnerung an daheim geblieben ist.

Für uns junge Leute war natürlich der Maskenball das größte Ereignis. Da konnte man seine Bekannten einmal an der Nase herumführen. Auf so einem Maskenball bei uns in der Heimat ging es aber ordentlich her. Da traute sich niemand in einem rauhbätzigen Gewand in den Saal. Jeder dachte wochenlang darüber nach, welches Kostüm wohl das originellste wäre.

Die gewagten, wie das eines Torero oder einer Carmen, eines Kreuzritters oder einer Edeldame, eines Ludwig des 14. bis zum 16. oder einer Madame Pompadour, die waren wohl vielfach zu unbeweglich oder zu steifleinen. Als ich, in Gedanken damit beschäftigt, eines Abends die Treppen der Hauptmannschaft heruntersprang und in die Kornlaube einmüde —, da kommt er mir entgegen. Wer? — Nun er — der Briefträger. Da war also die neue Idee! In der Truhe am Boden lag aus Mutters Jugendzeit eine pelzverbrämte Jacke. Die Verbrämung herun-

ter, und die schönste Uniformjacke war fertig. Dazu noch eine Mütze ausgeliehen, eine Brieftasche, ein Horn, worauf mich ein alter Postillion sogar ein Liedlein blasen lehrte. Das Kostüm war gut, paßte wie angegossen und kostete keinen Heller Geld. Ja, aber in der Brieftasche, da fehlten doch die Briefe? Die mußten natürlich geschrieben werden. Und damit begann der Spaß. Nächtelang wurden sie geschrieben, alle Welt angedichtet, alles, was sich in der näheren und weiteren Umgebung ereignet hatte, wurde in Knüttelverse verpackt und dabei besonders die Männlichkeit nicht verschont. Mit der Damenwelt mußte man schon etwas vorsichtiger umgehen und manche Mimose ausschalten. So entstanden nach Amtsschluß wohl 40 oder 50 Briefe. Doch immer wieder fiel einem etwas ein. Der Gedanke an den oder jenen Empfänger entlockte wohl ein Lächeln, das nicht sehr fromm war. Die Hauptsache war ja, daß der Kulturverband möglichst viel Strafporto einnehmen sollte.

Der Abend kam heran. Der Briefträger erschien in der Saaltür und begann sein: „Trara die Post ist da, trara die Post ist da!“ zu blasen und alle Masken stellten sich im Halbkreis auf. Auch in der Verkleidung waren bald alle Adressaten ermittelt und auf die älteren Herren in ihren schwarzen Gehrocken brauchte man nur zuzusteuern.

Bald sah man da und dort einen stehen, beim Lesen hell auflachend, oder die Stirn runzelnd, oder dem Briefträger mit dem Finger drohend — kurz — es war ein Riesenspaß! Den Kahlköpfen wurde der Vollmond besungen, den nichttanzenden Junggesellen ihr Standplatz an den Eingängen vorgehalten, dem Apotheker ein neues Geschäft angetragen, da seines ohnehin „für die Katz“ sei, den Ärzten mit dem Hinweis auf die Friedhofserweiterung ihre zweifelhafte Weisheit bedeutet, dem Bürgermeister alles unter die Nase

gelieben, was man sich normalerweise nicht zu tun getraute, dem Pantoffelhelden mit Ratschlägen zum wirklichen Helden gedient, dem ungetreuen Gatten angst und bange gemacht, dem schüchternen Jüngling für das entscheidende Wort Mut eingeffloßt, dem Nachbarn, der einmal beim Dachteeren ins Teerfaß gefallen war, sein heimlich beobachtetes „Ich“ beschrieben, wie es aus den schwarzen Fluten stieg, den Vater der Freundin zu etwas mehr Verständnis für die Jugend aufgerufen, den Lehrern ehemalige, von der Mutter erlauschte Streiche in Erinnerung gebracht, der Tratschbase ihre Opfer als durchaus normale Menschen geschildert, einer Schwiegermutter den „Künftigen“ als gute Partie ans Herz gelegt — und so weiter — und so fort! Die große Tasche mit der aufgestickten Aufschrift: „Strafporto“ mußte mehrmals an der Kassa ausgeleert werden, denn mancher Empfänger gab ein nobles Trinkgeld. Der Ballausschuß war begeistert, aber die Briefe nahmen ein Ende. Alle diejenigen, vor welchen der Briefträger nicht seine Haken zusammenschlagen und salutierend einen Brief präsentiert hatte, verlangten stürmisch danach. Da lief der Mann der Post hinaus und schrieb an einem stillen Ort

immer und immer wieder einen Vierzeiler, jedoch wegen des stürmischen Pochens an der Tür der davor Einlaßbegehrenden mußte er den ungewöhnlichen Platz aufgeben. Zudem war alles einmal erschöpft. Das Papier, der Briefträger selbst — und der Pegasus mochte zuletzt auch nicht mehr.

Nun aber fort! Hinaus zum Tempel und nach Hause, wo ein wohlgesittetes, selbstgenährtes Holländerinnenkostüm bereitlag und den Briefträger in eine langbezopfte, weißbebänderte, hübschengeschmückte Niederländerin verwandelte. Rasch und unbemerkt schlüpfte sie in die Reihe, die gerade „Einfach schön — doppelt schön“ tanzte, und sie hörte von allen Seiten, wie man nach dem Briefträger verlangte. Wo war der nur hingekommen? Und wer war er eigentlich gewesen?

Nach der Demaskierung wurde erst recht nach ihm gefahndet, doch er blieb verschwunden. Nur der Frießa Hannes, unser damals geschätzter Herr Bürgermeister und Ehrenregisseur unserer Theatergruppe erwischte mich beim Zopf und sagte: „Mädel, den Briefträger haben Sie fein gemacht, denn wer sonst wäre er gewesen als Sie!“ — Und noch jemand hatte mich erkannt. So einen „Jemand“ gibt es in der Jugend immer!

Herbert Wessely

Hoch von Kamm und Grat braust der Sturm zu Tal,  
durch den Wetterwald tappt der Rûbezah!.  
Durch den Wetterwald stampft sein schwerer Fuß . .  
weiß nicht, was mich treibt, daß ich rufen muß:  
Rûbezah!

## RÛBEZAH!

Weit der Ruf verhallt, Windstoß fährt ins Haar,  
jäh, als wenn es sein Atem war . . .  
irr auf Hang und Kamm und durchs wilde Tal —  
ohne Weg und Steg führt mich Rûbezah!  
Rûbezah! . . .

Jetzt im fernen Land weckt es aus dem Traum.  
Und ich lausch verstört in den fremden Raum . . .  
ist's des Berggeist's Schritt, der im Herzen dröhnt?  
Oder Sehnsuchtsschrei, der aus Träumen stöhnt?  
Rûbezah!

## Ich denke oft an unsere alte Stube

Was war es nur, das unser Haus so gemütlich machte, daß es mich nach dort zurückzog, wenn ich einmal eine Zeitlang von ihm fort war? Es war doch nur ein Bauernhaus mit niederen Stuben und engen, meist dunklen Kammern, mit dem Nötigsten ausgestattet, was man zum Leben brauchte. Da gab es nichts Unnützes und keinen Komfort, es war manches unbequem. Und doch hing man daran und schätzte es.

Wenn ich nur an die harten schmalen Bänke denke, die sich rings an den Wänden hinstreckten. Es saß sich nicht bequem darauf und doch saß man hier gern, besonders auf der Ofenbank, die noch schmaler und dazu recht wacklig war. Die Schemel waren nicht viel besser, nur ihre Sitzfläche war größer, aber sie war hart und die Lehne drückte. Aber so ein Schemel stand mit seinen breiten Beinen fest auf dem Fußboden. Er war wie ein Vogel anzusehen: die Lehne ausgeschwungen wie ein paar Flügel, ein Gesicht mit zwei Augen und einem Mund. Die schmalen Beine glichen denen eines Reiher. Auf ihm zu reiten, war für die Kinder ein Vergnügen. Für die Alten war gut ruhen darauf, nach hartem Arbeitstag. Noch besser ruhte man freilich, wenn man sich auf der Bank ausstreckte auf einer Pferdechoxe und einem zusammengelegten Kittel als Kopfpolster. Ein herrliches „Bocht“ für den Mittagschlaf oder am Abend, wenn man noch nicht ins Bett wollte. Wie gut schlief es sich auf der Fensterbank. Auch, wenn einem nicht wohl war, wenn jemand die „Influenza“ hatte, wurde er erst mal auf die Bank gebettet und nach ein paar Tagen war er wieder gesund. Noch besser war es für einen Kranken auf dem Backofen zu liegen, auf den warmen Ziegeln, die von einem Anheizen zum andern über viele Tage hin die Wär-

me hielten. Dort war auch die Lagerstatt der Katzen, die den Kranken umschurrten in der dunklen Ecke.

Als sich der Wohlstand hob, kam ein Sofa in die Stube. Das war mit grünem Plüsch überzogen und ringsum mit Messingnägeln verziert. Auf dem Sofa saß man nur abends oder am Sonntag. Es war ein Möbel für die Feiertage und den Feiertag. Das Sofa war so weich, daß mancher, der sich zum ersten Mal darauf setzte, glaubte, in den Keller zu fallen. Es war das Paradestück des Hauses. Die ganze Ecke, die es einnahm, war feierlich ausgestattet. Über dem Sofa hingen Bilder der Ahnen. Auch ein Kaiserbild von Franz Josef I. in der Uniform eines Generals oder Kaiser Josef, der Bauernbefreier.

Die andere Ecke war der Herrgottswinkel. Dort hing das Kreuz, rechts und links Heiligenbilder. Auch ein kleines Altärchen war hier errichtet, mit Engelchen und Heiligenfigürchen darauf. Hier glühte in der Ampel ein Lichtlein, besonders, wenn jemand krank lag oder ein Leid über das Haus gekommen war. Das Flämmchen weckte Hoffnung und Glauben.

In der Stube standen zwei große Tische: der gewöhnliche Eßtisch mit schwerer Platte und der feinere Gastisch mit einem weißen Tuch überdeckt. Der eine für den täglichen Gebrauch, der andere für Gäste und Feiern.

Zwischen den beiden Tischen an der Wand hing der Spiegel. Hinter ihm steckte die Rute, nach der die Mutter griff, wenn die Kinder nicht folgten. Hinter dem Spiegel steckten auch Karten und Briefchen, alles, was man gern hatte, steckte man hinter den Spiegel und es wurde ein geflügeltes Wort daraus. Sonst wurde der Spiegel wenig benutzt. Es hieß, wenn man viel in den Spiegel gucke, dann wird bald der

Teufel heraus schauen. Eitle Mädchen, die oft beim Spiegel standen, bekamen es am ehesten mit ihm zu tun.

Sonst war in der Stube nicht viel zu finden. Und doch schien sie allen so wunderbar, daß man sich immer wieder hier versammelte. Es war wohl die Atmosphäre, die so anzog. Hier hatten die Eltern und Großeltern gelebt, hier war gefeiert und getrauert worden und die Stube hatte durch lange Zeiten von all der Freude und dem Leid etwas angenommen. Auch vom Glauben und Frömmigkeit, von Vater-

landstreue, vom Lieben und Hassen. Unter der Bank stand noch der alte Stiefelknecht. Nach ihm hatte man gegriffen, wenn es hart zuging zwischen Männern, und es war eine gute Waffe.

Neben der Stubentür am Türpfosten hing das Sprengkesselchen. Jeder, der aus dem Hause ging, langte mit der Hand hinein und besprengte sich mit dem Weihwasser. Man ging stets mit Gott aus dem Haus. Das war auch bei jenem Fortgehen so, danach es keine Heimkehr gab.

EMIL MAGERL

Leben und Tod und Anfang und Ende  
stehen in Gottes Hand,  
daß sich alles steigend vollende  
hat er es ausgesandt.  
Er ist die Kraft, die alles durchflutet,  
die sich in allem regt,  
er ist das Feuer, das alles durchglutet,  
Himmel und Erde bewegt.

Nichts kann vergehen im Auf und Nieder,  
Wandel in allem und Tausch,  
alles kehret immer wieder,  
atmend im Schöpfungsrausch.  
Nirgends ist Ruhe und nirgends Verweilen,  
wie das Bächlein zum Meer  
muß das Leben hinuntereilen  
bis zur Wiederkehr.

# Trost

Du und ich und Blüten und Blätter  
schwinden im Winterlauf,  
kommt dann der Frühling und warmes Wetter,  
wachen wir wieder auf.  
Liebe ist es, die das begründet,  
sie ist das Zauberwort,  
daß sich das Leben neu entzündet  
und blühet ewig fort.

Reichet die Hand mir, Gespielen alle,  
und empfanget den Trost,  
wie auch der Würfel des Schicksals falle,  
wie auch ein jeder gelost:  
unschuldig bist du, denn der dich geschaffen  
steuert das Rad der Zeit,  
Wille und Einsicht sind deine Waffen, —  
auf denn, stehe bereit!



Ein Bild wahrer familiärer Zufriedenheit... Die Stube eines einfachen Fachwerkbaues.

## Vor dem Kind der Welt

Geheimnisvoller habe ich seit der Kindheit keine Weihnacht mehr erlebt als in späteren Jahren am Rande der Sieben Berge, in denen bis auf unsere Tage noch das schöne Brauchtum aus heiliger Scheu und süßem Erdenzauber lebendig war. Am Morgen hatten sie schon die Ställe gesäubert und Asche unter die Rinder gestreut, damit die Tiere feste Füße bekämen und nicht krumm gingen. Dann hatte der Bauer das „Gleck“ aus Hafer, Kleie und Salz hinübergetragen und den Rindern vorgelegt. Er war überhaupt an diesem Heiligen Abend nicht wie sonst, viel ernster und dunkler und dem wunderbaren Glauben hingegeben; alles, was er tat und sprach, hatte einen doppelten Sinn.

Ich hatte den einen oder anderen Brauch schon dabei voll süßem Schauer erlebt, habe mich versenkt in den Zauber der Heiligen Nacht, aber so in eine Kette verstrickt und dem lebendigen Brauchtum hingegeben, in der jedes Wesen seine Geschichte von der Ankunft des Heilands erzählt, und so tief den Wunderseligkeiten versponnen bin ich nie wieder gewesen.

Das seltsamste aber war, daß der alte Bauer vor Mitternacht, als wir schon Äpfel zerschnitten und darauf geachtet hatten, daß die Kerne dabei nicht verletzt wurden, Brot und Weihnachtssemmel zerteilt hatten und uns rüsteten, zur Mette aufzubrechen, in den Stall zu den Tieren ging, von einem zum andern schritt, geheimnisvolle Worte ihnen in die Ohren raunte, sein eigenes Ohr aber lauschend einer unhörbaren Stimme hingab. Dabei wurde sein Gesicht ernst oder gelöst, je nachdem, welche Antwort aus einem Geräusch im Stall als Rede des Tieres zu enträtseln war. Er hat mit den Rindern geredet, meinte die Bäuerin.

Und dann zündeten wir unsere Laternen und Wachstöcke an und wanderten durch den kniehohen Schnee. Glasklar stand der Himmel über uns, und die Millionen Sterne der hellen Nacht leuchteten tröstlich über

unserm Weg. Von überallher übers Gebirge, aus dem Wald, aus den Einschluchten kamen die Lichter gezogen, und alle mündeten in das offene Tor der Kirche ein. Dann aber saßen wir wohlgeborgen und andächtig vor dem neugeborenen Heiland, und es geschah das Wunderbare an uns, daß wir aus dem einfachen Wort des alten Bauernpfarrers das süße Erlebnis um Engel und Hirten, um den Stall und das göttliche Kind der heimatlosen Eltern so klar begriffen, als geschähe es in dieser Nacht vor unseren Augen und Sinnen. An der Krippe drängten wir uns wie neugierige Kinder und sahen in das hölzerne Wunder mit erstaunten Augen hinein. Ganz tief in die eigene Kindheit versanken wir wieder, das Leben war ausgelöscht, und wir wurden in die Welt geboren mit dem gläubigen Herzen der Beter. Das war so unsagbar schön, weil es zum ersten Male aus dem Dunkel auf mich zugekommen war und ein leuchtendes Licht entründete.

Es geschah noch viel in dieser Nacht an Geheimnisvollem und Zauberischem, es fügte sich aber alles in den jubelnden Lobgesang der Engel, Hirten und Menschen. Daran denke ich an jedem Christabend wieder und weiß, daß es nur am Rande der Sieben Berge geschehen konnte und sonst nirgends in der Welt.

Josef Pergher

## Der alte Tisch

Auf diesem Tisch lag das erste Brot, so endete hier auch die erste Not. Hier lernten wir sprechen das erste Gebet, so wie es im Buche der Liebe steht. Hier saßen wir fröhlich im Kreis herum, doch wenn die Mutter sprach, lauschten wir stumm. Mein Gott im Himmel, wie lang ist das her! Der Platz unsrer Mutter ist lange schon leer. In Heimwehgedanken und oft im Traum, da seh ich die Gute wohl gehn durch den Raum. Sie segnet uns Kinder im Abendverglühn, daß rings in den Gärten die Rosen erblühen.

KARL SPRINGENSCHMID

## Es geschah im Advent

Wenn bei uns in den Bergen der erste Schnee fällt und die stillen Tage des Advent kommen, muß ich immer an den jungen Hinrich Dirksen aus Lurup bei Hamburg denken, den „Unbefugten“, wie ich ihn damals scherzweise nannte, der damals bei uns zu Gast gewesen ist.

Ich war nach dem großen Krieg, als noch die halbe Welt unterwegs war, in diesem einsamen, weltabgelegenen Bergdorf sesshaft geworden. Es ging schon auf Weihnachten zu. Wenn man diese Tage richtig erleben will, muß man Kinder um sich haben. Nun, ich hatte 46 Kinder um mich, und in meiner Schulklasse ging es schon sehr weihnachtlich zu. Eben wurden aus Silberdraht, Buntpapier und Flittergold große Weihnachtssterne gebastelt, als unvermittelt die Türe geöffnet wurde: „Hier Lehrer, ein Mann!“ riefen die Kleinen. Ich wandte mich um. Tatsächlich, in der offenen Türe stand ein fremder Mann, erschrocken, weil er da, gewiß ohne es zu wollen, in eine Schulklasse hineingeraten war. Vermutlich hatte er gar nicht bemerkt, daß er sich in einem Schulhause befand, und hatte auch nicht den Anschlag an der Türe beachtet: „Unbefugten ist das Betreten des Klassenzimmers verboten!“

Da stand er also, der Unbefugte, tippete etwas verlegen an den Rand seiner Mütze, nahm dann, als hätte er sich plötzlich anders besonnen, die Mütze ab und machte eine unbeholfene Verbeugung. Es war ein junger Bursch. Er trug noch die graue Uniform des Soldaten. Sicherlich war er einer der vielen, die sich damals, als man weder Bahn noch irgendeinem anderen Fahrzeug trauen konnte, zu Fuß in ihre Heimat durchzuschlagen versuchten.

„Verzeihen Sie“, sagte er, „Dirksen,

mein Name, Hinrich Dirksen. Ich komme aus Verona und suche den Weg nach Hamburg. Also muß ich wohl über den Tauern, wie?“

Über den Tauern — das war heller Wahnsinn. Da oben lag schon mannstiefer Schnee, und von den Hügeln donnerten die Staublawinen nieder. Dabei sah dieser junge Mann wahrhaft elend aus. Ich versuchte daher, ihm sein Vorhaben auszureden.

Er hörte mich ruhig an. Dann zog er bloß die Schultern ein wenig hoch und sagte: „Weihnacht bei Muttern!“

Das konnte ich gewiß verstehen. Aber unmöglich war es, den stundenlangen Weg über den Tauern zu wagen. Ich lud ihn ein, vorerst im Dorf zu bleiben. „Weihnacht ist überall“, sagte ich.

Doch darüber schüttelte er bloß heftig den Kopf.

Da geschah etwas Unerwartetes. Die Kinder hatten mein Gespräch mit dem fremden Mann aufmerksam verfolgt. Plötzlich erhob sich die kleine, rotblonde Therese Guggenbichler, die vorne in der ersten Bank saß, schritt beherzt auf den Fremden zu und reichte ihm ihren goldenen Weihnachtsstern hin. Vielleicht wollte ihm die Kleine damit zeigen, daß es auch bei uns Weihnachten gab.

Der fremde Mann zögerte eine Weile, den Stern zu nehmen. Doch als er sah, wie ernst es der Kleinen damit war, nahm er den Stern und bedankte sich.

„Aber — den bring ich Muttern!“ sagte er rasch und ging.

Was sollte ich tun? Ach, in diesen verwirrten Tagen ging so vieles anders als man dachte; was unmöglich erschien, wurde plötzlich möglich. Etwa gelang es diesem jungen Manne doch, in seine Heimat zu kommen.

Ich erinnerte mich erst wieder an ihn, als spät in der Nacht der Hochreithbauer ins Dorf kam. „Lehrer“, sagte er, „kennst du diesen Stern?“ Es war der Weihnachtsstern der kleinen Therese.

„Der Mann, der dazu gehört, liegt oben bei mir“.

Völlig erschöpft brachten wir den Jungen ins Dorf. Er erkrankte schwer. Meine Frau pflegte ihn mit aller Liebe. Im Fieber sprach er oftmals mit seiner Mutter. Dann wieder tauchte in seinen Träumen immer wieder die Linotype-Schnellsetzmaschine auf, die seine Firma bestellt hatte. Diese Maschine beschäftigte ihn sehr. Hinrich Dirksen war nämlich Schriftsetzer von Beruf.

So gingen die Tage des Advent vorüber, unvergeßlich für uns, denn wir erlebten, wie der Junge allmählich wieder zu sich fand und zu Kräften kam. Am Heiligen Abend saß er mit uns vor dem Christbaum und freute sich über

den warmen, blauen Pullover, den ihm meine Frau gestrickt hatte. „Der macht wieder einen Menschen aus mir“, meinte er lächelnd. Und dann sagte er ein Wort, das uns diese Tage seltsam verklärt hat. „Sie haben recht gehabt“, meinte er, „Weihnacht ist überall — überall, wo Mütter sind!“ —

Der junge, hübsche, strohblonde Hinrich Dirksen! Wir hatten ihn richtig lieb gewonnen. Als die klaren Tage kamen, führte ich ihn in das nächste Dorf, von dem aus er auf sicheren Wegen weiterfinden konnte, heim zu „Muttern“. Den Weihnachtsstern der kleinen Therese Guggenbichler trug er wohlverwahrt bei sich. „So ein Weihnachtsstern“, meinte er, „kommt niemals zu spät“.

## Zum Nachdenken! Gesammelt von Karl Kohl

Was man ernst meint, sagt man am besten im Spaß.

Je voller der Magen, desto fauler ist das Hirn.

Dem Irrtum sind fast alle Menschen ausgesetzt.

Essen ist ein Bedürfnis, Genießen aber eine Kunst.

Wer von der Hoffnung lebt, der tanzt ohne Musik.

Wer den Kopf nicht hebt, kann die Sterne nicht sehen.

Die Lieb verzeiht alles, die Eigenliebe nichts.

Wer den Daumen auf dem Geldbeutel hat, hat die Macht.

Rede wahr, dann aber sieh, daß du fortkommst.

Wer die Geduld verliert, ist schon halb verloren.

Wer im großen siegen will, sei im kleinen fleißig.

Versäumte Stunden kannst du nicht zurückkaufen.

Zeit ist kostbar, doch Wahrheit ist kostbarer als Zeit.

Es altert der Mensch, doch nicht seine Sehnsucht.

Bei der Eifersucht ist mehr Eigenliebe als Liebe.

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen.

Kinder brauchen gute Beispiele, nicht Kritik.

Das Gesicht wird öfter gereinigt als das Gewissen.

Der Ehrliche sagt immer die Wahrheit, der Kluge zur rechten Zeit.



Adam Kraft/Holzschnitt — Pflug im Winter

Der Pflug gibt uns das Brot, der Heimat sich'res Wesen,  
aus Bitternis und Not kann nur der Pflug erlösen.

Drum lob' ich mir den Pflug, trifft mich auch euer Tadel,  
er gibt uns Brot genug und schenkt uns Geist und Adel.

Gesegnet sei im Herrn des Pfluges redlich Schaffen. —  
Herr, halt' den Krieg uns fern, der Pflug sei unser Waffen!

Karl Hübl

## Der Pflug im Sprichwort

Im Sudetenland galt weithin in bäuerlichen Kreisen das Zitat: „Das beste Wappen in der Welt, das ist der Pflug im Ackerfeld“. Auch das, was Friedrich von Schiller in seinem „Piccolomini“ (1799) sagte: „Der Degen hat den Kaiser arm gemacht; der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß.“ Wer gebraucht in der Zeit des größten Bauernsterbens auch heute noch derartige sinnvolle Worte? Jedenfalls zählt der Pflug in der Kultur- und Sittengeschichte der Völker zu den großen Errungenschaften. Laut Brockhaus kommt er aus dem Germanischen, vielleicht auch aus dem Rätischen.

Die Ostdeutschen verehren in diesem „edelsten Werkzeug der Welt“ mehr noch als ein wirtschaftliches, ein völkisches Wahrzeichen. Das allein deshalb, weil die deutschen Roder in noch unerschlossenen Räumen das Land „untern Pflug genommen haben“. Dadurch bildete er für sie, zumindest in Böhmen-Mähren, ein altes völkisches Idol.

Das läßt sich selbst kulturgeschichtlich belegen, allein wenn wir an den Ackermann-Dichter, an Johannes von Schüttwa, den späteren Stadtschreiber von Saaz, denken, dessen Pflug „vom Vogelkleide“ stammte. Auch die Herren von Pflug, die im Wappen zwei Pflugscharen führen, haben sich im Egerland (Rabenstein — Petschau — Schlaggenwald) als besondere Kulturträger erwiesen. Ein bleibendes Denkmal schufen sie sich in der Urbarmachung der Pflugschen Heide. In seiner „Chronik von Rabenstein“ würdigt Wilhelm Pleyer dieses längst erloschene Geschlecht in der Erkenntnis:

*Der Pflug geht freilich noch immer,  
was wäre sonst die Welt!*

Noch in unserer Zeit hing in vielen sudetendeutschen Bauernstuben unter Glas und Rahmen das Druckbild, das Joseph II., den Bauernkaiser, als Pflüger in Slawikowitz in Mähren zeigte. Dazu die Worte, die der Bauer gesagt haben soll:

*„Herr, mit dem Pfluge haben Sie Ihr  
Brot noch nicht verdient.“*

Nach 1918 wurde der Pflug zu einem politischen Emblem, allein dadurch, weil er in mehreren Orten einfach auf die Postamente gesetzt wurde, von denen die Prager Machthaber die Standbilder des Bauernkaisers stürzten, der auch die tschechischen Bauern von der Leibeigenschaft befreit hatte. Gewiß eine sinnvolle Demonstration gegen eine sonderbare „Humanitas“ eines „demokratischen Staates“.

Dem Pflug widmete auch der Priesterdichter Josef Bergmann seine Aufmerksamkeit. Er wurde am 22. 10. 1847 in Lußdorf an der Tafelfichte geboren und starb am 20. 2. 1932 als Pfarrer der Kreuzherrenkirche in Eger. Seine Verehrung dieses Werkgerätes bezeugte Josef Bergmann, der ein Vierteljahrhundert Kaplan an der Karlsbader Stadtkirche, hierauf Propst der bekannten Wallfahrtskirche Mariakulm und am Lebensende Dekan in Eger war, in einer Sammlung deutscher Sprichwörter über den Pflug. Leider haben von diesen Lebensweisheiten viele in der heutigen Zeit viel ihrer Leuchtkraft eingebüßt. Zu den ehrenwerten Begriffen, die unsere Zeit schätzt, zählt eben leider auch der Pflug. So mögen wenigstens die Weisheiten bezeugen, welche große Bedeutung man einst in unserer Heimat ihm zollte:

*Der Pflug erhält die Welt. — Wenn der  
Pflug steht, so steht alles. — Der Pflug ist  
mehr als Gold.*

Er ist sozusagen der Nährvater der Mehlschheit. *Wer den Pflug führt hin und her, dessen Speicher wird nicht leer. — Wer den Pflug scheuert (ackert), darf den Bittelstab nicht scheuern. — Wer führt den Pflug, hat stets genug. — Wer mit dem Pfluge nicht gespielt, will auch mit Messer und Gabel nicht spielen*, d. h. wer tüchtig gearbeitet hat, darf sich auch tüchtig sättigen, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

*Der Pflug wird durch den Gebrauch schöner. Ein gebrauchter Pflug blinkt, stehendes Wasser stinkt. — Gebrauchter Pflug*

rostet nicht. — Die fleißigste Pflugschar glänzt am meisten.

Einen Pflug nicht gebrauchen, schadet ihm sowohl als dem Besitzer. Wer den Pflug nicht braucht, dem rostet er. — Wo der Pflug vom Rost gefressen, wird sehr wenig Korn gegessen. — Wer den Pflug nicht fährt, dem macht er keine Furchen. — Wenn auch der Pflug ruht, der Zins (die Steuer) ruht nicht. — Was nützt der Pflug, wenn er nicht in den Boden kommt? — Ein Pflug, der im Gehölze liegt, macht keine Furchen. — Ein unbespannter Pflug durchschneidet keine Furche.

Nur dort, wo sein Gebrauch aussichtslos wäre, läßt man ihn ruhen. Besser den Pflug stehen lassen, als Hunger ernten.

Nicht ein jeder versteht es, den Pflug zu führen. Den Pflug führen, ist nicht so leicht wie pfeifen. — Den Pflug führen, ist schwerer als Ochsen treiben. — Darum will es gelernt sein. Wer den Pflug in die Hand nimmt und sich übet, der lernt ackern. — Aber: Man muß den Pflug nicht vor die Pferde spannen! Man darf eine Sache nicht verkehrt angreifen.

Auf die Frage, wann man ackern solle, erklärt das Sprichwort: Der Pflug am Morgen macht die besten Forchen. Also auch hier hat die Morgenstunde Gold im Munde. Freilich kann der Pflug auch fehlen. Es ist kein Pflug so gut, er macht einmal eine krumme Furche. Ob aber er schuld ist? Es liegt nicht am Pfluge, wenn die Beete krumm sind. — Wie man den Pflug fährt, so wird die Furche. — Wie man den Pflug verkeilt, so ackert er.

Jeder Landmann ackert nach seiner Weise. Jeder hat seinen Pflug und seine Egge. — Scharfe Pflüge machen tiefe Furchen. — Aber: Wenn der Pflug geht zu tief, so geht die Wirtschaft schief.

Gefehlt wäre es, wenn der Bauer etwas leichtsinnig unterschreiben würde, ohne den Inhalt genau zu kennen und zu überlegen. Was der Pflug erwirbt, die Feder oft verdirbt.

Daß Pflug und Fluch schlecht zueinander passen, versteht sich von selbst. Wer hin-

ter dem Pfluge flucht, sät bösen Samen. — Töricht ist's, den Pflug, den Brotschaffer, aus Unwillen und Unzufriedenheit zu vernichten. Aus einem Pflug ist bald ein Feuer gemacht. Allein, was dann?!

Ehrenvoll ist's für einen Bauern, wenn es von ihm heißt: Er denkt nur an seinen Pflug! Er ist in diesem Falle ein Bauer mit Leib und Seele. Brachen, pflügen und stark misten, füllt dem Bauer seine Kisten. — Je besser man pflügt, je reicher man fährt. — Wer tief pflügt, muß tief düngen. — Tiefer Pfluggang, lange Aehren!

Unverständlich bleibt, daß dieses edle Werkgerät in unserer Heimat weder von Stift und Griffel noch in Lied und Dichtung gebührend verewigt wurde. Um von dem, was aus Lied und Sage, aus Brauch und Gepflogenheit überliefert ist, noch zu retten, was zu retten ist, sei an alle, vor allem an unsere alten Bauern, der Aufruf erlassen: Erfasst und schreibt auf, was davon zu erfassen ist. Zum Beispiel Spruchgut und Redensarten:

Wie der Acker verdorrt und der Pflug verfällt, dort stirbt der Mensch und verdirbt die Welt!

Wer mit'n Pflough reich wer(d)n wüll, mouß selwa d Händ oa(n)legn. — Wer an steiniga Äcka häut, der brauch an eiserna Pflough. Da Pflough häut sa(n) Rouh, owa Zinsn fressn zou. — Wos da Baua niat da-äckert, koa(n) d Bäuarin niat damelkn (Kreis Mies). — Wos da Pflough gwinnn, frißt 's Gsind. — Dian schmeißt da Pflough nuch as da Furch! (Unsichere Besitzverhältnisse).



## Der Volksmund spottet

So wie man die meisten Familiennamen aus Taufnamen gebildet hat, z. B. Franzel von Franziskus oder Liebl aus Gottlieb, so formte man auch viele Spottnamen aus solchen Rufnamen (Taufnamen), die die tadelnde erzieherische Wirkung des Spottes ausnützen sollten, der verglichen mit der Ohrfeige ja eine feinere Wirkung tut. Der Volksmund ist unerschöpflich im Benennen menschlicher Schwächen, und zwar überwiegend in einer humorvollen Form. Hier kann man in unserer Mundart wirklich noch Funde machen, selbst wenn man mehr aus der Erinnerung schöpft und aufzeichnet, was man noch im Ohr hat.

Da gibt es zum Beispiel von Nikolaus die Kurzform Nickel und als Familiennamen dazu Jungnickel. Davon ausgehend nennt man einen, der leicht böse oder wütend wird, einen „Bosnickel“. Ein „Lausnickel“ ist dann jemand, der zwar nicht gerade Läuse hat, dafür aber Züge eines frechen Lausbuben besitzt. Der Struwelpeter wie der Zappelphilipp sind gute Bekannte aus dem Bilderbuch im ganzen deutschen Sprachgebiet, ebenso die Gänseliesel und

DIE Mundart ist kein Verständigungsmittel für intellektuelle Individualisten, sondern die Lebenssprache der Volksgemeinde. Josef Reinhart

WENN es seine Richtigkeit hat, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut, dann gilt mit gleichem Recht der Satz, daß die Seele einer Landschaft und der Charakter ihrer Menschen sich in ihrer Mundart spiegeln. H. A. Berger

DIE Volksseele findet nur in der Mundart ihren vollen, erschöpfenden Ausdruck. Doch muß es reine, unverfälschte, urwüchsige Mundart sein. Alles Gekünstelte, Gesuchte, Übertriebene in ihr trübt den Spiegel der Volksseele. Paul Klemm

vielleicht noch die „Pechmarie“. Dazu gibt es aber auch noch eine Struwewellies oder „Struppellies“, und zwar nennt die Mutter ihr Töchterchen so, wenn sie es kämmt und die struppigen Haare es erschweren, so daß es Geschrei gibt. Die nebenher gehende „Zwiebellies“ ist ein Mädels, das eher im Spaß geneckt wird als getadelt. Daß die „Zimmerliese“ zu zimperlich ist und die „Heulsuse“ gleich zu heulen (weinen) anfängt, liegt auf der Hand. Ebenso, daß die „Trödelsuse“, neben der es einen „Trödelfrützen“ gibt, bei einer Tätigkeit zu seumselig ist oder gewesen ist. Auch die „Mecker-suse“ bedarf keiner besonderen Erklärung, wie auch sonnenklar ist, was man am Traumhannes“ auszusetzen hat. Ein „Liederhannes“ („Liederjan“) oder „Luderhannes“ („Schluderhannes“) wird schon richtig beschimpft, und zwar aus guten Gründen, wie auch ein „Raufhans“. Natürlich erinnert man sich bei der Gelegenheit an den allgemein bekannten „Prahlhans“ und wohl auch den „Schmalhans“, der wegen Knauserigkeit oder „Notigkeit“ geschmäht wird. A „stumpfet's Katherl“ ist körperlich zu kurz geraten. Die Kleinen können, wenn sie frisch gewaschen wurden, ein „Hemd-Wastl“ oder „Hosn-Wastl“ sein, was mit Herumwasteln, aber auch mit Wastl von Sebastian zusammenhängt. Einer, der stoffelig ist, also ein „Stoffel“, ist von Christophorus (Christusträger) abzuleiten, der im Volksglauben von einer riesigen zu einer ungeschlachten Gestalt, einem Töpel wurde. Zum Schluß noch zwei Beispiele, die mein Vater gern gebrauchte, wenn er uns ausschimpfte. Wenn ich ihm bei einer Arbeit oder Bastelarbeit half und zu schusserig war, dann war ich ein „Schußbartl“ (Bartholomäus); hatte sich aber Mutter mit dem Essen verspätet und hantierte noch am Herd herum, obwohl ihn hungerte, dann war sie eine „Quirlsofie“, der Heiterkeitserfolg verkürzte die Wartezeit der versammelten Tischrunde. Hier bin ich am Ende meiner Beispiele für Schimpf und Spott, die ja nun einmal auch zum Leben gehören. Bestimmt läßt sich die Reihe noch um treffende Beispiele vermehren.

## Vom Flachs zum Faden

Die älteste und edelste Industrie in unserem Waldgebiet war der Flachsbau mit der Leinwanderzeugung.

Den Gespinstpflanzen, von denen der Lein den größeren Hanf stellenweise ganz verdrängte, war früher eine verhältnismäßig große Anbaufläche gewidmet. So sind z. B. auf dem Freihof Ströbl allein noch im Jahre 1785 fünf Strich Leinsamen ausgesät worden. In den Jahren 1865—70 betrug die Anbaufläche des Flachses im Bezirk Pfraumberg 355 ha.

Während die Verarbeitung des Holzes durch die Verwendung von Wasser- und Dampfkraft bald fabrikmäßig erfolgte, blieb die Arbeit beim Flachs immer eine recht volkstümliche Hausindustrie, an der alle Glieder der Familie teilnahmen und dessen Verarbeitung große Sorgfalt erforderte.

Der Flachsbauer beschäftigte den Sähschnitzer und den Drechsler. Von der Flachsbroche bis zum Webstuhl, dem Spinnrad, der zierlichen Haspel mit ihrer Zähluhr, vom groben Rüffelkamm bis zur hölzernen Wurfschaukel gab es viel Arbeit, die auch Schmied und Korbflechter beschäftigte.

Der Flachs hatte hohe Bedeutung im Haus- und Wirtschaftsleben. So viel wie das Korn für die Ernährung, galt der Flachs für die Bekleidung und Geldbeschaffung. Mit Flachs bezahlte der Bauer seine Steuern und Dienstboten und Flachs opferte er der Kirche.

Sein Gedeihen suchte man durch allerlei Orakel und Bräuche zu erfahren und zu beeinflussen. Ein Hauptkennzeichen seines Gedeihens verriet in gewissen Nächten die Länge der Eiszapfen an der Dachtraufe. Auch von der Fronleichnamsprozession trug man einen geweihten Birkenzweig mit heim und steckte ihn ins Feld, damit der Flachs gut gedeihe. Ebenso die Stümpfe von den alten Besen, die beim Johannis-

feuer als Fackeln dienten, steckte man ins Flachsfeld.

Die Aussaat geschah mit der Hand. Diese erfolgte erst Mitte Juni. Der Flachs blüht nur vormittags, darum sagt man, er blühe, solange als in der Kirche Messen gelesen werden. Er ist reif, wenn die Stengelblättchen gelb werden. Die Samenkapseln hängen dann abwärts. Die Reife tritt schon 13 Wochen nach der Aussaat ein. Zur Blütezeit ist das Flachsfeld ein Schmuck der Landschaft; in ihm verbindet sich des Himmels Blau mit dem wogenden Grün der Erde. Ein Meter-Zentner Flachs kostete: 1869 ... 75 Gulden, 1879 ... 45, 1889 ... 40, 1891 ... 34, 1904 und 1913 ... 40 Gulden.

Nach der Reife wurde der Flachs ausgerissen und auf dem Felde ausgebreitet, geröstet, später noch einmal umgedreht, damit er auch auf der anderen Seite trocknete. In Büscheln gebunden, wurde er drei Wochen später eingebracht. War der Flachs dabeim, wurde in der Scheune der Rüffelkamm aufgeschlagen, der die Tenne dadurch, daß er der Quere nach in halber Mannshöhe von einem Barloden zum anderen reichte, in zwei Hälften schied. Auf jeder Seite des Baumes konnten zwei Personen arbeiten, immer zwei gegenüber an einem Rüffelkamm. Diese Kämme hatten die Form starker, 40 cm langer eiserner Klammern, die auf dem Rücken 30 starke, scharfe und vierkantige Zähne trugen, von denen jeder 10—12 cm lang war. Dieser rechenartige Kamm wurde mit den zwei Spitzen seiner Unterseite in den vierkantigen Balken eingetrieben. Nun konnte die Arbeit beginnen. Die sich gegenüberstehenden zogen nun abwechselnd je eine Handvoll Flachs durch den Kamm. Dabei fielen die Samenkapseln, das Unkraut und die Erde ab, letztere meist von der Wurzelseite, dem sog. „Sturz“, der auch einmal durchgezogen werden mußte.

Zum Rüffeln wünschte sich der Bauer schöne Tage. Die Flachsbündel wurden vorher der Hitze ausgesetzt, damit sich die Samenballen leichter lösten. Der gereinigte Flachs wurde nun zusammengelegt und gebündelt. Die Samenballen wurden im Win-

ter gedroschen. Durch sofortiges Dreschen wäre die Keimfähigkeit verloren gegangen. Man ließ den Samen aber zumeist mehrere Jahre „rasten“, d. h. in den Samenballen liegen; denn ein solcher Samen soll länger in die Stengel wachsen. Nur wer keinen Vorrat hatte, verwendete einjährigen Samen zur Saat.

Vor der Aussaat wurde der Lein noch einmal eigens geputzt. Dazu kamen aus dem Tschechischen Männer, die eine umfangreiche Putzmaschine auf dem Rücken trugen. Gegen geringes Entgelt schieden sie mit dieser den leichteren Samen vom schwereren, zur Saat besser geeigneten.

Der Lein war ein hochgeschätztes Hausmittel zur Heilung von Mensch und Tier. In Milch zu einem dicken Brei gekocht, wurde er zwischen zwei Leinwandflecken auf Geschwülste, Ausschläge und Geschwüre aufgelegt. Auch abgekalbten Kühen gab man einen Absud vom Lein.

Nachdem der Flachs durch das Rütteln gereinigt worden war, wurde er im Freien zum Rosten ausgelegt. Dies geschah in dünnen Reihen auf der Wiese oder am Stoppfeld. In der „Tauröste“ blieb der Flachs nun an die vier Wochen lang liegen. In dieser Zeit hatte sich unter dem Einfluß der Witterung der Pflanzenleim, der die nutzbaren Bastfasern mit den unbrauchbaren Stengeln verbindet, gelöst, so daß sie sich leicht voneinander trennen ließen.

Nach dem Rosten kam der Flachs in den Backofen zum Dörren. Vor dem Einschleiben wurde er angeböselt. Drei Hände voll gaben ein „Böhl“. Dieses wurde mit zwei Flachfasern umwickelt. Sodann begann das Hineinschieben. Eine Frau kleidete sich recht dick an. Ein altes Tischtuch wurde um den Kopf gewickelt. Ein Bündel Flachs schob sie sich im Ofen unter die Knie. Zum Hineinkriechen nahm sie zwei Bündel in die Hände, welche sie vorher mit dicken Faustlingen überzogen hatte. Nun wurde ihr fleißig Flachs zugereicht, sie stellte ihn geschwind auf, ein Böhl neben das andere. Diese Arbeit mußte sehr schnell gehen, denn die Frau im Backofen schwebte praktisch in Lebensgefahr. So schnell als nur

möglich trachtete sie, diesem Fegefeuer zu entgehen. Es soll auch vorgekommen sein, daß diese Arbeit mancher Einschleiberin das Leben gekostet hat oder ihr das Blut „gehend“ wurde. Auch konnte sich der Flachs bei allzu großer Hitze entründen. Im Backofen blieb er drei Tage.

Wenn dann der Flachs dem Ofen entnommen worden war, kam er in die Breche. Die beim Brechen herabfallenden dünnen Flachsstengel, die „Agen“, fanden außer als Einstreu noch mehrfache Verwendung. So dienten sie, mit Lehm verknetet, beim Ofensetzen als Kitt. Auch Luftziegel bereitete man aus dieser Mischung, die für kleinere Bauten und bei größeren als Zwischenwände Verwendung fanden.

Zwei Handvoll Flachses ergaben einen „Boasn“ oder „Kaitzl“ und wurden nach Schock gezählt. Nach dem Brechen kam der Flachs auf den Boden und blieb dort liegen, bis man Zeit fand, ihn zu schwingen. Wenn wieder eine Pause in den laufenden bäuerlichen Arbeiten eingetreten war, kam der Flachs, soweit er nicht an den Händler verkauft worden war, wieder auf die Tenne.

Das Schwingen ging so vor sich, daß die linke Hand einen „Boasn“ waagrecht über eine Stuhllehne hielt und die rechte Hand ihn mit dem Schwingschwert (aus hartem Holz) solange in senkrechter Richtung schlug, bis der Flachs glänzte und sich mild anfühlte. Außer den zahlreichen Resten der Stengelmasse (Agen) fiel dabei auch das gröbste Werg zu Boden. Dieser Abfall wurde zu Stricken verarbeitet.

Auch die „Wergböhm“ befaßten sich mit dem Verkauf dieses Abfalls. Sie tauschten ihn möglichst vorteilhaft gegen Seife und irdenes Geschirr ein.

Nach dem Schwingen wurde der Flachs wieder gebunden und verschwand abermals für eine Zeit am Boden, bis er gehechelt wurde. Bei der Hechel standen in einem Rechteck, im Abstand von einem Quadrat-zentimeter 47 Stacheln unregelmäßig beisammen und zwar so, daß in der ersten, dritten und fünften Reihe, in fast gleichen Abständen, je neun 10 Zentimeter lange Stacheln und in der zweiten und vierten

Reihe je zehn 8 Zentimeter lange Stacheln standen. Durch diese wurde der Flachs gezogen, wobei das Werg, die kurzen, groben und wirren Fasern in der Hechel zurückblieben. Das Werg wurde in „Rupfen“ gebunden. Diese Hecheln, „d' Hachl“, waren in einem tischhohen, vierbeinigen Hechelbock eingesetzt. Die Arbeit geschah sitzend. Das Werg war so grob, daß es in gesponnenem Zustand schon mit zehn Schock Fäden einen Strähn ergab. Vom feineren oder Leinewerg ergaben erst zwölf Schock Fäden einen Strähn. Danach wurde die Leinwand benannt. Es gab die „Zehn- und Zwölfschockige“, letztere wurde zu Hemden verarbeitet. Früher, als man noch das sogenannte „Tuch“ erzeugte, hechelte man das Leinewerg weit sorgfältiger heraus, von dessen Fäden auf einen Strähn 18 bis 20 Schock gingen. Später dann kaufte man die Leinwand im Laden. Nach dem Hecheln kam der Flachs, in Reisten gebunden, in die Truhe; je länger er darin lag, desto feiner und umso dauerhafter wurde er.

Der Flachs galt schon seit jeher als Tauschmittel. Mit Flachs ging die Bäuerin zum Kaufmann, um ihre Einkäufe zu tätigen, mit einem Kaitzl Flachs bezahlten auch die Mädchen die Musikanten, die zum Tanz in den „Rock(e)nstuben beim „Rock(e)nschoidl“ aufspielten.

## Das Spinnen

Gesponnen wurde mit dem Rad und mit der Spindel. Die Spindel bestand aus einem mehr oder weniger zierlich gedrehten Stäbchen von etwa 40 Zentimeter Länge, das unten eine Spitze und oberhalb dieser einen schweren Wirtel, den „Anschper“ trug. Dies war eine aus Ton gebrannte, flache Kugel. Es gab auch solche aus Glas, Porzellan und Hartholz. Diese waren oben mit Blei oder Zinn umgossen, damit sie das erforderliche Gewicht hatten.

Die Spindel wurde, nachdem man den Faden mit seinem Anfang an ihr festgemacht hatte, mit der Rechten auf dem Boden in eine drehende Bewegung versetzt, wobei sich ihre Drehung auf die Flachsfa-

sern übertrug. War dann etwa ein Meter Faden gebildet, so wurde dieser mit der Hand in der Mitte der Spindel aufgewickelt. Diese Mitte gilt gleichsam als Spule. Von der Spindel wurde dann das Garn auf den Haspel zu Strähnen abgewickelt.

Das Spinnrad war schon eine kleine Maschine. Es wurde mit dem Fuß in Gang gesetzt, um mit den Händen den Flachs ziehen und rupfen zu können. Die Spinnerin glied dabei den Faden aus, indem der Flachs geübt vom Rocken gezogen werden mußte. Den Faden dreht das Rad. Die Drechsler boten früher die Spinnräder auch auf Jahrmärkten an, sie waren Zierstücke des Kammerwagens.

Der Rocken bestand aus einem kreisrunden Gestell, in dessen Mitte eine schwache, hübsch abgedrechselte Stange gesetzt war. In diese ließ sich eine zweite, kürzere Stange stecken, woran der Flachs zusammengerollt festgebunden war. Daß dieser Rocken auch zum Spinnen mit der Spindel verwendet worden ist, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung.

Zur Festbinden des Flachses an das sog. „Überrück“ diente in der Regel ein schön bunt gewebtes Rockenband. — Eine Frauensperson, die ohne die nötige Leibbesülle hoch aufgeschossen ist, wurde dürre Rockenstange genannt.

Als Haspel, auf den das gesponnene Garn abgewickelt wurde, waren Drehhaspeln in Gebrauch, welche nach 60 Umdrehungen ein Zeichen gaben. Dazu diente eine zweifache Übersetzung und ein „Schnapper“. Ein Schock Umdrehungen ergab die Anzahl der Fäden, die als „Schöckl“ bezeichnet wurden. Es wurde in der Mitte mit einem Faden abgebunden.

Im Jahrgang 1978 wird der Beitrag über „Das Weben und Wirken“ fortgesetzt werden.

DAS ist das Schöne vom Weh des deutschen Herzens: Je länger es brennt, um so freudiger lodert es auf, wenn die Stunde der Erfüllung naht.

Josef Reinhart

## Aufsatzunterricht

Wir fuhren in der 7. Klasse nach Karlsbad, denn dort war eine Kunstausstellung ausgebrochen...

Da mein Vater Friseur ist, haben wir vor 2 Monaten umgebaut. Während dieser Zeit wurden die Kunden hinten rasiert...

Karl der Große war immer schlicht gekleidet. Nur bei Empfängnissen trug er schöne, prächtige Kleider...

Jeder Schüler erhielt einen Pumpernickel, dann waren die Weihnachtsferien angebrochen...



Gänseorakel am Andreas-Abend (30. 11.).

Welche wird zuerst den Schleier tragen?  
Der Gänserich soll es ihnen sagen.

Zu beiden Seiten des Hauptes hingen ihr lange Locken herab, aber am Hinterteil hatte sie einen Knoten...

Grillparzer lernte als 14jähriges Mädchen Katharina Fröhlich kennen...

Man darf keine Schonung betreten, denn auch dort wird für Nachwuchs gesorgt...

## Kurärztlich kuriert

### Verzicht

„Nein, nein, mein Herr“, stellte der behandelnde Arzt fest, „so mit Wein, Wein und Gesang geht das nicht weiter!“

Hierauf der Kurgast:

„Da werde ich wohl zunächst auf den Gesang verzichten.“

### Ihm fehlte nichts

Der berühmte Wiener Komiker Fritz Bedmann unterzog sich einer sehr teuren, aber erfolglosen Kur. Als ihn vor seiner Abreise sein Badearzt nach dem Befinden und auch darum fragte, wie er denn mit dem Kurerfolg zufrieden sei, da, ja da erwiderte Bedmann:

„Oh, Herr Doktor, mir fehlt absolut nichts!“

„So etwas hört man gern!“ sprach nickend und schmunzelnd der Arzt.

„Ja, mir fehlt absolut nichts“, wiederholte betonend Bedmann, „ich bin mit Rheuma hergekommen, das habe ich noch, ich leide auch, wie zuvor, noch an Sodbrennen, auch das Ohrensausen habe ich noch! Sie sehen also, von den Übeln, die ich mitbrachte, fehlt mir keines, ich nehme sie alle wieder mit nach Wien!“

### Aufstieg

Wie geht es eigentlich dem Meyer?“

„Ausgezeichnet! Er ist augenblicklich zur Kur.“

„Sieh mal an! Den habe ich schon gekannt, als er noch Natron nahm!“

## Heiterer Abgang an den Schilau

Zuerst gab es nur Fasselbretteln. Es waren Faßdauben, die man gewann, wenn man ein Faß auseinanderbrach, ans Ende einer Daube einen Riemen nagelte, mit der Schuhspitze unter dem Riemen fuhr, und mit den Bretteln davonsauste. Das war lustig, das Fahren und das Hinfallen.

Dann wurden die Bretteln gewerbsmäßig erzeugt und man konnte sie kaufen. Sie waren aus Eschen- oder Buchenholz und die Bindung bezeichnete man als Gottesgäber-Bindung. Sie bestand aus zwei Schuhen, die man auf die Bretter aufgeschraubt



Zeichnungen: Toni Schönecker

hatte. Sie waren so geschickt ausgeschnitten, daß man mit den eigenen Schuhen in sie hineinfahren konnte. Mit einem Ristriemen machte man sie fest. Ein mannshoher Stock förderte die Fortbewegung.

Als dann die Bilgeribindung erfunden

war, glaubten wir Könige des Schnees zu sein. Die Brettel folgten dem Druck des Fußes viel besser als bei der Gottesgäber, bei der Brandsohle und Sohle bei nassem Schnee nur zu leicht wackelig wurden. Zwei Stöcke dazu wurden zur Selbstverständlichkeit.

Dann begann das Titteln. Die Bilgeribindung war zu schwer. Die Huitfeld-Bindung wurde erfunden. Huitfeld aufgeschraubt, Huitfeld mit Stemmloch, Huitfeld mit größeren und kleineren Strammern. Die Schusterbindung folgte, eine kombinierte aus Huitfeld und Bilgeri etwa, und dann schien die Langriemenbindung eine Zeitlang der Weisheit letzter Schluß. Wer kennt die Namen, die danach kamen? Jede Bindung wollte die beste sein. Heute fahre ich auf einer, von der ich nicht weiß, wie sie heißt, aber ich halte sie für gut...

Und dann die Schwängel Der Telemark, der Stemmchristiania, der Bauernchristiania, der gerissene Christiania, der gezogene Christiania, die verschiedenen Stemmbögen bis zur Arlbergfahrweise, das Umtreten, das Umspringen, der Geländesprung, der Dachselsprung, der Schanzensprung vom „Lehrbubenhübel bis zur Meisterschanze“ und — nicht zu vergessen — der Andreas-Hofer-Gedächtnis-Schwung. Ach, was es nicht alles gab, bis man beim Skitanken und Temposchwung, beim Parallelschwung und dem Wedeln angelangt war. Es war eine köstliche Zeit. Und die Eschenbretteln wurden almodisch, man fuhr Hickory, schwere Hickory! Und dann wurden gar Schier aus Metall, aus Masse, oder aus einer Art Kunstholz angefertigt. Was weiß ich, aus was noch.

Erst mieteten wir ein Winterlandheim im Erzgebirge oder im Riesengebirge. Dann wagten wir die ersten Alpenfahrten. Einen vollen Tag brauchten wir, ehe wir vom Talort Rucksäcke, Lebensmittel und Bretteln in die Jamtalhütte des Alpenver-

eins geschleppt hatten, deren Winterraum wir benützten.

Dann die ersten Touren.

Das waren noch Touren! Es gab noch keine Lastenschlepplifte, Personenschlepplifte, keine Sessler- und Kabinenlifte, keine Autobusse im Hochgebirge, keine Jeeps und keine Hubschrauber. Man sank abends auf die Matratze und spürte nicht, ob geheizt war oder nicht. Man wühlte sich in die Decken und schlief und schlief. Es war eine köstliche Zeit!



Ob die Berge damals schöner waren als heute, weil man sie noch fast allein oder höchstens in kleiner Gesellschaft sah? Heiliger Ullr! Erhöre mein Flehn! Natürlich schaut sich die Welt schöner an, wenn man zwanzig ist und seinem Schatz Schilaulen lehrt, als mit siebzig, wenn man fürchten muß, den „Berg“, das Matterhorn, zum letzten Mal sehen zu dürfen...

Schön wars damals und schön ists heute. Schön wars im Erzgebirg' und schön wars im Riesengebirge und in der Tatra und noch schöner ists heute in den Alpen. Schön wars mit Eschenbretteln und dem Affen am Buckel und schön ists heute, wenn man ankommt und einem die Bretteln und der Koffer aus der Hand gerissen werden.

Man setzt sich aufs Sessler und schießt hinauf in die Höh.

Schön wars damals und heute ists wieder schön. Die Einsamkeit war über alle Maßen schön, aber auch die Lifte haben's in sich. Die Hochtouren sind schön, aber auch die Pisten und die Abfahrten sind schön. Und wenns schneit, ists schön, und wenn die Sonn' scheint, ists schön. Und wenns friert, ists schön, und wenns taut, ists schön. Denn heute gibts für jeden Schnee ein Wachs, mit dem man wachsen kann — wenn mans kann. Und die Buben sind schön, wenn sie hinunterpfeifen wie die Pfeil und die Mädeln sind schön, wenn sie wedeln oder wedeln wollen und dabei fallen, daß man gleich sieht, was der Herrgott mit ihnen vorgehabt hat, er sie erschuf. Nur ich bin nimmer schön, weil mir heuer schon zum dritten Mal jemand vorgefahren ist. — Das kann passieren, dachte ich beim ersten Mal... Nicht nur ich werde älter, tröstete ich mich — beim zweiten Mal. Als mir aber gestern eine Sie vorfuhr — ein himmlisches Wesen zwar, aber halt doch eine Sie — da wußte ich es ganz genau.

Das macht aber nichts! Die Zeit ist nun einmal die einzige Gerechtigkeit. Und es fiel mir das dritte G'satzl von „Zwoa Bretteln, a g'führiger Schnee“ ein: „Da steht dann und schaut allwei dümmer“. Und dann freute ich mich, daß ich mich noch selber zum Besten haben konnte.

Max Tandler

### Mein Herz, nicht verzagen!

Mein Herz, nicht verzagen,  
es läßt sich ertragen,  
es geht doch vorbei;  
nach Winter und Wetter  
gibt's Blumen und Blätter,  
es kommt wieder Mai.

In Leiden und Sorgen  
hoff' munter auf morgen,  
vergeht doch der Schmerz;  
es gibt wieder Sonne  
und Freude und Wonne,  
wirst jauchzen, mein Herz!



[www.riesengebirger.de](http://www.riesengebirger.de)

Frühjahrspflanzung auf dem ererbten Heimatacker.

Eine Generation erwirbt sich vor allem dann das Recht, zukunftsweisend aufzutreten, wenn sie die Ursachen vergangener Erschütterungen erkennt und aufdeckt und Lösungen erarbeitet, welche die Wiederholung vergangener Untaten verhindern oder zumindest rechtzeitig an den Pranger stellen. Eine der Ursachen solcher Erschütterungen war und ist die Verweigerung eines eigenständigen kulturellen und politischen Lebens für Menschen, die als Angehörige von größeren oder kleineren Volksgruppen in Staaten leben, welche von anderen Nationalitäten durch Macht oder mehrheitlich beherrscht werden.

Der klassische Fall der sudetenländischen Tragödie läßt uns die Hauptkrisenherde dieser unserer Zeit wie nachgefertigte Spiegelbilder der Vorgänge in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien sehen, die am Ende zur Vertreibung führten.

Staaten ohne Volksgruppenrecht werden zu Räuberbanden.

Laßt uns die Vertreibung als das bezeichnen, was sie ist, als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit! Laßt sie uns, wo immer sie stattfindet, an den Pranger stellen wie Völkermord und Giftgaskrieg! Und laßt uns internationale Regeln schaffen, die dieses Verbrechen verurteilen, auch wenn es oft zu den schandbaren Mitteln der jeweils Mächtigen gehört!

Dr. Walter Becher bei der Karlspreis-Verleihung an Prof. Dr. Veiter beim Sudetendeutschen Tag 1976

ANNA ZENDULKA

## Den Toten der Heimat

Es folgen uns die Toten,  
wohin wir immer gehn,  
bis wir auf Heimatboden  
an ihren Gräbern stehn.

Der Winterstürme Wüten  
Kreuz, Stein und Mauern trifft  
der Frost zerstört die Blüten,  
der Regen löscht die Schrift.

Dem Unkraut wehrt kein Zügel  
und Moos bewächst den Stein;  
nun werden Kreuz und Hügel  
wohl längst verfallen sein.

Wo einstmals Rosen blühten,  
klagt Armut und Verzicht;  
nur an den Grabesfrieden  
reicht Haß und Rache nicht.

Wohl lächeln wir am Tage  
und fassen neuen Mut,  
doch ihre ferne Klage  
dämpft aller Freude Glut.

Wir scherzen und wir singen  
wohl gar im Sonnenschein,  
doch ihre Klagen drängen  
in jede Lust hinein.

Es folgen uns die Toten,  
wohin wir immer gehn,  
bis wir auf Heimatboden  
an ihren Gräbern stehn.

[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

## Prof. Josef Totzauer Volkstumspreisträger 1976

Zu den Sudetendeutschen, die eine Brücke zur Neuen Welt bauen halfen, zählt der am 13. Juli 1896 in Trossau, Kreis Tepl, geborene Josef Totzauer. Wenn das Theodor-Fontane-Wort

„Der ist in tiefster Seele treu,  
wer die Heimat liebt wie du“,

auf einen Egerländer im besten Wortesinne anzuwenden ist, dann zweifelsohne auf Prof. Josef Totzauer.

Weil er den Prager Einberufungen zur Waffenübung und zur Mobilisierung (gegen Ungarn) nicht Folge leistete (er studierte damals am Konservatorium Leipzig), war ein Verbleiben in der Heimat und im Nachkriegsdeutschland nicht möglich. So betrat er am 22. Oktober 1922 nach der Überfahrt auf dem Dampfer „Seydlitz“

amerikanischen Boden. Als er in einer Stadt Nebraskas unterbrechen mußte, übte er ein wenig auf der Geige. Prominente Gäste des Hotels bestürmten ihn, ein Konzert zu geben. Der Erfolg war überwältigend, obgleich er ohne Begleitung spielte. Ein Impresario bot Konzerte in mehreren Städten an, und Totzauer konnte seine erste Veranstaltungsreise antreten.

Die nächsten Schritte auf der Leiter des Erfolges waren Rundfunksendungen und die Gründung des „Totzauer Streichquartetts“. Daraus entwickelte sich die „Paterson-Kammermusik-Gesellschaft“, die sich bald zum gleichnamigen Orchester erweiterte. Zehn Jahre lang leitete unser Landsmann diesen Klangkörper. Die „Benediktin-Akademie“ zu Paterson verpflichtete ihn als Lehrer. Sein erster großer Erfolg

war die Verleihung des Professoren-Titels.

Josef Totzauer hat in hohem Maße zum Ansehen deutscher Musik in den Staaten beigetragen. In Hunderten von Konzerten führte er unsere großen Meister auf. Auch die deutsche Regierung erfuhr von diesem verdienstvollen Wirken und lud ihn ein, seine musikpädagogischen Erkenntnisse zu vermitteln. Das Interesse des vielseitigen Mannes galt insbesondere dem Einfluß der Musik im psychologischen und therapeutischen Bereich.

Er und seine aus Gängerhof bei Petschau stammende Frau Anny haben mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg das Egerländische als ihre Hauptsprache in bester Weise gewahrt. Und dazu — wie könnte es bei Ln. Totzauer anders sein — die auf die Egerländer Volkweisen abgestimmten Seelen. Das bezeugen seine Tonschöpfungen „Egerländer Rhapsodie“, ein „Egerländer Liebes-Lieder-Marsch“ und schließlich seine mannigfaltigen Vertonungen und Veröffentlichungen von Egerländer Mundartgedichten aus der Feder von O. Z. Die Egerländer haben der Gründe genug, Prof. Jo-

sef Totzauer aus tiefsten Herzen dankbar zu sein.

Hohe Auszeichnungen wurden ihm mehrfach zuteil: z. B. der „Fellow für Kunst und Violinspiel“ des „Trinity College“ in London und die Leitung der Ridgewood-Schule für Musik.

Wollten wir hier ausführlich darüber berichten, was Josef Totzauer in den schweren Jahren nach 1945 für seine vertriebenen Landsleute an sozialen und volkspolitischen Leistungen vollbracht hat — es würde den Rahmen dieser Würdigung sprengen. Sein karitatives Wirken wird in der Volksgruppe unvergessen bleiben. Immer stand er auch mit Rat und Tat zur Seite, wenn wir Sudetendeutschen — wie letztlich bei der Petition an die UN — seine Hilfe brauchten. Die ihm zuteil gewordenen Ehrungen beweisen die Wertschätzung, die Landsmann Totzauer in der Volks- und Stammesgruppe genießt: Lodgman- und Josef-Hofmann-Plakette, Egerländer Ehrenzeichen, Ehrennadel des Deutschen Sängerbundes und schließlich der Volkstumspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft.



Prof. Totzauer als Dirigent bei der Erstaufführung seines Werkes  
„Lieder der deutschen Erde“.

## Der alte Krug

Er steht auf der Fensterbank, der alte Krug aus Franken. Ein mitleidiges Mütterlein gab ihn uns neben mancherlei anderen brauchbaren Dingen, als wir uns nach der Vertreibung aus der Heimat mühten, etwas Wohnlichkeit in unsere Dachstube zu bringen.

Seither ist er manchen Sommer mit uns froh, manchen Winter mit uns still gewesen. Der alte Krug ist uns lieb und teuer geworden durch die Menschen-güte, die ihn uns zugedacht hat.

Es wird nicht mehr lange währen, dann blüht der Weißdorn wieder an den Hängen der fränkischen Felder, dann schmücken seine Zweige als erstes Blühen den braunen Krug.

Vielerlei Blumen wird er im Laufe des Frühlings und des Sommers tragen. Wenn der blaue Rittersporn aus dem Tonkrug her seine Zweige breitet, ist auch für den Krug selbst die Zeit hellsten Lichtes gekommen, denn dann bricht die hohe Sonne durchs Fenster auf ihn nieder und umschmeichelt ihn in kosendem Spiel.

Dahlien, Zinnien und Herbstastern füllen spätsommerlich das braune Rund des Kruges. Und werden die Tage immer kürzer, so zieren ihn Vogelbeer-



zweige und gelbes Laub; Kiefern- und Tannenzweige beschließen den Kreis seligennehmens und Gebens.

Hängt das Fenster voller Schnee, steht er still und bescheiden in leise atmender Feierruh wieder leer auf der Fensterbank, im Schimmer der heruntergezogenen Lampe. Aber selbst dann noch ziert er die kleine Wohnung und strahlt Hoffnung aus auf einen neuen Frühling.

HUGO SCHOLZ

## Die Mutter am Fenster

An jedem Morgen stand meine Mutter zu einer gewissen Zeit am Fenster ihrer Ausgedingstube und wartete, bis ich vorbeikam. Sie wandte kein Auge von der Straße weg, um mich nicht zu verpassen. Wenn sie mich dann endlich erblickte, klopfte sie an die Scheibe und winkte zwischen ihren Begonien mit der Hand. Ich winkte zurück, ging jedoch weiter. Die

Mutter erwartete, daß ich bei ihr auf einen Schlag lang eintrete. „Ich habe heute keine Zeit, Mutter. Ein andermal“. Die Mutter sah mir traurig nach. Ich nahm mir kaum Zeit, mich nochmals nach ihr umzuwenden. Am nächsten Tag aber war es das gleiche: immer diese Geschäftigkeit, diese Eile, ja nicht etwas zu versäumen — und versäumte doch das Beste. Die Mutter aber

wartete und wartete. Sie wußte wohl, daß es schon spät war, und für ein andermal zu spät sein kann.

Nun ist sie schlafen gegangen.

Ich aber habe keine Eile mehr, ich weiß jetzt wie wichtig doch alles war, gegenüber dem, was hinter jenem Fenster auf mich wartete.

Jahre vergingen, doch immer öfter mußte ich an meine Mutter denken. Es zog mich zurück in die Heimat, zu ihrem Haus. So machte ich mich auf den weiten Weg in unser Dorf dahinten im Böhmerland, das jetzt Otowitz heißt. Als ich es auftauchen sah mit seinen spitzen Giebela, suchte ich nur den des Außgedingehauses meiner Mutter. Es schien sich an ihm nichts verändert zu haben. Erst als ich näherkam, sah ich die Verwahrlosung. Am Fenster die Scheiben blind und zersprungen, der Rahmen morsch, die Läden halb abgewürgt. Darunter wuchernde Brenneseln, die erbarmend rohe Ziegel in der zerbröckelnden Mauer verdeckten. Zwischen ihnen lagen zerbrochene Blumentöpfe, von der Mutter ihren Begonien. Ich trat näher, einen Scherben aufzuheben.

Da ruft ein verängstigtes Kind im Haus: Maminko! Venku je Pan! Ein Fremder ist draußen.

Sogleich tritt eine jüngere dickliche Frau ans Fenster und fragt: „Zo tu dzete?“

Was ich hier will? — Vielleicht einen Blick in die alte Stube meiner Mutter tun, ob ihre Pendeluhr noch an der Wand hängt und der Lehnstuhl noch . . . Aber die Frau, die kein Wort deutsch versteht, wird nur mißtrauischer und schließt mit hartem Zugriff das Fenster. Weil ich noch immer

draußen stehe, zieht sie den Vorhang zu.

Ich stecke den Scherben in die Tasche und gehe weiter das Dorf hinunter.

Dieses Otowitz ist mir leer und fremd. Die wenigen Menschen, denen ich begegne und nach etwas frage, antworten mit „nerozumim“ oder auch nur mit einem Achselzucken.

Ich komme zur Kirche. Das Tor in der hohen Mauer steht weit offen. Raschen Schrittes gehe ich hindurch und bis zur Kirchentür. Über diese Schwelle ist die Mutter oft geschritten. Als ich noch ein Kind war und sie mich das erstemal mitnahm, war ich von der weißen Taube auf einem Bild der Hl. Dreifaltigkeit so entzückt, daß ich einen Jauchzer tat. Es hallte in den Gewölben wider. Die Mutter faßte mich fester bei der Hand, verwies mich, still zu sein und leise zu gehen, zog mich in eine Bank und bewegte selbst nur noch leise die Lippen.

Nun stehe ich hier, drücke die alte, sehr abgegriffene Türklinke, aber die Kirchentür tut sich nicht auf, sie ist verschlossen. Ich drücke kräftiger, daß es laut klickt. Und da ist wieder dieses Hallen von den Gewölben her. Ich lasse die Hand auf der eisernen Türklinke liegen, an der schon der Rost frißt, doch das Eisen fühlt sich warm an. Als Kind reichte ich nicht hinauf, die Mutter mußte die Tür öffnen. — Mit einem Male bin ich wieder in die Kinderzeit versetzt, bin still und warte.

Weitere Jahre sind vergangen. Aber so oft ich an einem Fenster mit Begonien vorbeikomme, verhalte ich unwillkürlich den Schritt, als stünde meine Mutter dahinter und winkte.

## Franz Liebl Weihnachtsbrief an einen Einsamen

Komm aus deiner Ferne  
kalter Dunkelheit  
in den Kreis der Sterne  
und verlaß die Zeit.  
Leuchtet es nicht wider  
in der engen Brust,  
die die frommen Lieder  
irgendwann gewußt?

Sei mit leisen Sinnen  
still in dir zu Gast.  
Weinst du, weil du innen  
eine Flamme hast?  
Allem reifen Sehnen  
brennt einmal das Licht,  
löset aus dem Wähnen  
und aus dem Verzicht.

Immer noch geboren  
und als Hirt erkoren  
wird das Kind im Stall,  
bist auch du einmal.  
Komm aus deiner Ferne  
kalter Dunkelheit,  
such nach deinem Sterne  
und erfüll die Zeit.



Das Benediktinerkloster in Braunau

### **Zum Aus- und Eingang**

Es ist so nichtig geworden was wir sprechen. Allein von einem zum andern  
wandert ein tröstlicher Schein.

Der steigt aus aller Herzen fröhlich himmelan.  
Und siehe: da hebt sich wieder die goldene Sonnenbahn.

Hermann Claudius

## Äpler im Aupatal

Nachrichten der Chronik von Trautenuau<sup>1)</sup> erwähnen in den Jahren 1565—1596 wiederholt die „Schwatzter“ oder „Schwozer“, die in den Riesengebirgswäldern Holz einschlugen, sogenannte Klausen bauten, in denen Wasser angestaut wurde, das nach Öffnung der Sperre im Flußbett gelagerte Stämme talauswärts schwemmte.

Von diesem Namen mag auch die früher gelegentlich vertretene Meinung herrühren, daß zur Besiedlung des inneren Riesengebirges neben anderen Zuwanderern auch solche aus der Schweiz beteiligt gewesen seien<sup>2)</sup>. Was hat er wirklich zu bedeuten? Einblicke in die Matriken des zuerst zuständigen Pfarramtes Marschendorf, später der Pfarrämter Groß- und Kleinaupa erbringen eine Menge echt bajuwarischer Familiennamen, die in den österreichischen Alpenländern, besonders in Tirol, in den bairischen und Steyerischen beheimatet sind, so z. B. Hofer, Wimmer, Pradler, Taler, Buchberger, Mitlöchner, Brunnecker, Zinnecker, Trübenecker, Kirchschrager, Ringschwender, Salwender u. ä. Ganz deutlich sagt es eine uns bekannte Eintragung zum Jahr 1662 in der Marschendorfer Pfarrchronik<sup>3)</sup>: „Den 28. Oktober wardt begraben Wolfgang Wimmer von grosser Aupa der letzte ausländisch gebohrne Holzknecht ewß Stewermark von Außig seiner Herkunft, war alt 100 Jahr.“ [Außig = Aussee.] Und noch früher meldet die Trautenuauer Chronik i. J. 1575, daß die Klausen auf der Kleinen Aupa der Klausenmeister Hans Oter, ebenfalls von Aussee, neu erbaut hat.

Kurz und gut, in den inneren Riesengebirgstälern, die bisher nur Trupps von Erzsüchern durchforscht hatten, und von denen uns ein Ölgemälde aus der Zeit 1576/1585 nur Bergwerksstollen und -gebäude, Schmelzhütten, Köhlerereien, Brettsäge, Kupferwassersiedehaus, Klausen, Holzfäller

und Flößer, jedoch außer Ober- und Niederhof am Gebirgsrand noch keine Dauer-siedlung abbildet<sup>4)</sup>, sind Holzarbeiter aus den Alpen eingesetzt worden<sup>5)</sup>. Wie kam es dazu und wieso wurden sie „Schwatzter“ genannt?

Im unteren Inntal, beginnend bei Jenbach am Zillertal, wurde seit Anfang des 16. Jahrh. gegen das Kellerjoch hinan ergiebiger Erzbergbau getrieben, der in der Blütezeit jährlich 12.000 kg Silber zutage brachte. Außer Bergleuten von weit her waren hier aus verschiedenen Gegenden der Alpen Waldarbeiter zusammengeholt worden, die das benötigte Grubenholz in den Bergwäldern des weiteren Umkreises fällten und es auf größeren Bächen mittels Klausenbetrieb ins Inntal heraustrifteten. Das Zentrum des ganzen Betriebes war das reich gewordene Städtchen Schwaz, zu dieser Zeit der stattlichste und bedeutendste Ort Tirols mit Bergbau von fast europäischer Bedeutung. Sehr lang hielt der Berg-segen freilich nicht an, schon seit der Hälfte des 16. Jahrhunderts versiegte er langsam, dann aber rapid. Die Gewerke zogen fort<sup>6)</sup>. Für die geübten Holzknechte und Flößer hatte die kaiserliche Bergbauverwaltung eine zweckmäßige Verwendung an anderem Ort: Durch den hohen Holzbedarf der Silbergruben bei Kuttenberg in Ostböhmen waren die am nächsten liegenden Wälder längst abgeholzt. Der Berg-hauptmann Christoph von Gendorf, Besitzer der Herrschaft Hohenelbe, beantragte, das nötige Holz aus den Wäldern des Riesengebirges zu gewinnen und auf Aupa und Elbe bis nach Altkolin bei Kuttenberg zu flößen. Im April 1566 wurden Tiroler Fachleute veranlaßt, in den oberen Flußtälern ein Holznutzungs- und Trift-Projekt auszuarbeiten. Schon im Juli des gleichen Jahres trafen 30 Holzhauer aus Tirol ein, und 1568 war die Holztrift bereits in vollem Gange, so daß Kaiser Maximilian II. am 1. 3. dieses Jahres ein Patent herausgeben mußte, das Störung und Entwendung des geflößten Holzes mit strengen Strafen bedrohte<sup>7)</sup>. In mehreren Schüben holte man dann die abgehärteten, an schwieri-

ges Gelände und schwere körperliche Beanspruchung gewöhnten Holzhauer und Flößer von ihrem bisherigen Arbeitsort in Tirol ins Riesengebirge. Da Schwaz der Ort war, in dem sie versammelt wurden und von dem sie die weite Reise angetreten hatten, nannte man sie in ihren neuen Wohnstellen kurzerhand die „Schwazer“, in der Mundart „Schwozer“.

Im Mai 1575 zählte Simon Hüttel, der Verfasser der Chronik von Trautenuau, 371 Holzknechte „auf der Aupen am Holzflüssen“. Und am 4. Juni 1591, Pfingstdienstag, „sind 3 hundert schwatzer holzknechte gen Trautnaw auf den schloszhof komen, da hat ihn ein e.rath 2 fas hier geschenkt und umb 2 taler brodt“<sup>3)</sup>, womit sie zum Empfang nach der langen Reise fürs Erste gestärkt wurden. So werden es insgesamt etliche hundert Alpensöhne gewesen sein, die im Riesengebirge eine neue Heimat fanden, denn die Tatsachen erweisen, daß mindestens ein sehr großer Teil von ihnen hier geblieben ist.

Ihre Hauptniederlassungen waren sicher zunächst im Tal der Großen Aupa und im oberen Elbtal. Als erste Ansiedlung an der Kleinen Aupa wird der Platz bei Haus-Nr. 20 neben der Mohornmühle genannt. Nickelsberg, Simaberg und Tonhäuser sollen der Sage nach von den Brüdern Nikolaus, Simon und Anton Kirchschräger besiedelt worden sein<sup>4)</sup>. Über Petzer liegt „Wimmerberg“, und es gibt die Hofer-, Sagasser- und Zinneckerbaude. Eine Stelle in Ober-Kleinaupa an den Grenzbauden bei Haus Nr. 184, wo die Schwazer einst einen Aufbewahrungsort für ihre Sachen hatten, hieß noch bis 1945 „Schwozer Keller“, abgewandelt zu „Schweizer Keller“ und „Schwein'scher Keller“<sup>5)</sup>. Die Nachkommen eines ehemaligen Klausenhüters wurden noch um 1900 statt mit ihrem Familiennamen vorzugsweise die „Schwozer“ genannt. Sie trugen alle denselben Familiennamen und stammten nach glaubwürdiger Überlieferung aus dem obersten Haus von Alt-Sankt Peter im Langen Grund bei Spindelmühle, dessen Bach „Klausenwasser“ heißt und noch heute Reste der alten Klause birgt<sup>6)</sup>. Die ersten Häuser von Pet-

zer dürften im Riesengrund entstanden sein. Zwischen Bergwerkern und Holzknechten im Aupatal-Riesengrund einerseits und Elbtal-Langer Grund andererseits bestand wahrscheinlich Verkehr über die Geiergucke am Gebirgskamm, dessen Kreuzung mit dem Weg von Hoheneibe nach Krummhübl-Hirschberg die Gründung der Wiesenbaude zu verdanken ist<sup>7)</sup>.

Es ist wohl sicher, daß die Neuankömmlinge aus den Alpen ledige junge Männer waren, die sich ihre Frauen unter den Töchtern der von der schlesischen Seite über die Gebirgspässe gelangten Bewohner des unteren Aupatales und des oberen Elbtalles suchten, so daß die älplerische Mundart bald von der schlesischen verdrängt worden sein dürfte<sup>8)</sup>. Diese Holzknechte, Flößer und Klausenhüter waren die ersten Pioniere, die insbesondere das obere Aupatal mit fester Ansiedlung dem Verkehr und der Kultur erschlossen, und die dann wenig später nach Erliegen des Bergbaues und der Flößerei sich mit ihren winterfesten Bauden höher ins Gebirge und in noch abgelegene Teile hinaufschoben und von Viehwirtschaft und Waldarbeit lebten<sup>9)</sup>.

Wie aus Familienforschung bekannt, blieb dieses Völkchen trotz seiner Verstreutheit in den Gebirgstälern und Bergen bis zum Ende seiner Ansässigkeit, der Vertreibung i. J. 1945, verwandtschaftlich eng verbunden, von der Bevölkerung des Unterlandes gesondert. Die älplerischen Wesenszüge zeigten sich seit jeher in seinem kulturellen Leben, in Gebräuchen, Besonderheiten der Siedlung und der Bauten, der Bewirtschaftung ihres Eigentums, auch in gewisser Hartnäckigkeit, in Eigensinn und Hang zu mystischem Aberglauben, wie das mit unbedingter Anhänglichkeit an die Scholle Gebirgsvölkern eigen ist, die ihre Existenz tagein tagaus und Jahr für Jahr den harten Naturgegebenheiten und -gewalten abringen müssen.

Es gibt Sippen aus dem Aupatal, seinen Bergen und Nebentälern, deren Ahnentafel auch noch in der Generation gegen 1945 fast ausschließlich alpenländische Familiennamen aufweist, die also vom Blute her



Winterliches Trautenau.  
Nach einem Gemälde von Josef Polz.

als reine Alpler anzusprechen sind, auf deren Veranlagung freilich beinahe 400 Jahre lang die Eigenart des Riesengebirges eingewirkt hat. Zum Beispiel unter den Ahnen der Familie Hofer aus dem Latental über der Kleinen Aupa sind vermutlich nur die beiden Namen Dix und Bönsch nicht alpenländischer Herkunft, wogegen alle anderen leicht als solche erkennbar sind wie Mitzinger, Wimmer, Hintner, Fackner, Sagasser, Lahmer/Lahner, Sturm, Berger/Barger, Mohorn. In bisherigen Forschungen sind diese Familien, wenn auch mit Lücken, bis zur Steuerrolle vom Jahre 1654 verfolgt<sup>9)</sup>.

Diese Herkunft aus den Alpen eines starken Anteils der Bevölkerung im Gebirgsinneren ist in der Sudetendeutschen Volkskunde recht unbekannt geblieben, obwohl sie z. B. der zitierte Autor Regell ganz besonders umfassend darstellt und einige andere sie erwähnen. Leider hat die spezielle Riesengebirgsliteratur aus diesem etwas abseitigen Winkel Deutschlands und des damaligen Österreichs, so reich sie auch immer war, niemals eine große Verbreitung erreicht, man muß sie mühsam in Bibliotheken aufsuchen und es hat sich gezeigt, daß ein bestimmter Band in deutschen Buchereien überhaupt gar nicht nachweisbar ist. Heute nach dem Verlust der

Heimat liegt hier eine Aufgabe, das vorhandene Wissen von ihr weiter bekannt zu machen und zu vertiefen. Es ist zunächst beabsichtigt, aus den heute, 1976, im Archiv in Zámorsk bei Hohenmauth (Vysoké Myto) in Ostböhmen liegenden Matriken des damals zuständigen Pfarramtes Marschendorf die Familienforschung bis zum Beginn der Bücher zu vervollständigen und alle dort verzeichneten Einzelheiten zu ermitteln, die Auskunft aus der ersten Zeit der „Schwazer“ im Aupatal geben könnten, möglichst über ihre Herkunft im Einzelnen, wie im Falle des Wolfgang Wimmer i. J. 1662. Dann soll nach möglichst viel Archivmaterial jeder Art gesucht werden. Später, wenn neu ermittelte Kenntnisse vorliegen, soll eine umfassende Darstellung folgen.

#### Verwendete Literatur:

- 1) Schlesinger Ludwig: Simon Hüttele Chronik der Stadt Trautenau (1494–1601). Prag 1891.
- 2) Demuth: Der politische Bezirk Trautenau. 1901.
- 3) Petrák Ed. R.: Illustrierter Führer durch das Riesengebirge. Wien 1891, S. 224.
- 4) Grün Herbert: Das erste topographische Landschaftsgemälde des Riesengebirges. Jahrb. d. dtsch. Riesengeb.-Vereins. 1937; Schneider Karl: „Wahrhaftige Beschreibung des ganzen Riesengebirges.“ Eine Bildkarte aus dem 16. Jahrhundert. Schlesiendes Jahrbuch. Breslau 1938.
- 5) Regell Paul: Der oberdeutsche Einschlag in der Bevölkerung des Riesengebirges. Der Wanderer im Riesengebirge, Zeitschrift d. dtsch. u. österr. Riesengebirgsvereins, Bd. X, 1904/05.
- 6) Maister Karl: Schwaz um 1700. Tiroler Heimatblätter. 12. Jg., Heft 5/6, 1934, S. 217.
- 7) Nozicka J.: Die Holzflößerei auf der Aupa und Elbe aus dem Riesengebirge nach Kuttenberg in den Jahren 1566–1610. Forstwissenschaftl. Centralblatt, 86. Jg., Heft 2 (1967).  
Böhm J.: „Über die ehemalige Holzflößerei im Riesengebirge und Caspar Nuß von Raigersdorf“. Das Riesengebirge in Wort und Bild“, Jhrg. 5 (1885), S. 44–49.
- 8) Grün Herbert: Die Erschließung des Riesengebirges bis zum Jahr 1700. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte Schlesiens, Bd. 82, Breslau 1928, S. 117.
- 9) Abschrift der Familiennamen aus der Steuerrolle 1654 für „Ober- und Nieder-Marschendorf“, Kolbendorf und Alßendorf (Archiv in Prag) beim Verfasser vorstehender Abhandlung. (Groß- u. Kleinaupa waren damals noch nicht selbständig.)

## Die beiden Siegel

In der Geschichte der Stadt Trautenau steht zweimal der Name Siegel, deren Träger unserer ehemaligen Bezirksstadt Ehre und Ansehen einbrachten, es sind dies: **Bürgermeister Hieronymus Siegel** (1868—1933) und **Schulamtsdirektor Josef Siegel** (1908—1974).

Beide sind keine gebürtigen Trautenauer, sondern stammen aus dem benachbarten Braunauer Ländchen, und zwar aus dem gleichen Orte Wernersdorf, sind aber miteinander nicht verwandt. Während der erste aus dem Handwerk (Schmied) kam, war der andere der geborene Schulmann. Beide waren zudem profilierte Kommunalpolitiker. So führte Hieronymus Siegel in schwerer Zeit (1920—1931) als 1. Bürgermeister die Geschicke der Stadt Trautenau; Josef Siegel war 1938 Bürgermeister von Parschnitz und nach 1950 Stadtrat in mehreren schwäbischen Städten. Beide zeichnete ein großes Rednertalent aus, womit sie Menschen überzeugen und gewinnen konnten: Hieronymus Siegel als Bürgermeister von Trautenau und als Abgeordneter im sz. Österreichischen Reichsrat und später im Prager Parlament, Josef Siegel als Stadtrat in städtischen Parlamenten und auf großen Schultagungen, wenn es um moderne Schulreformen ging.

Die Verdienste Hieronymus Siegels sind bekannt. Er erhob den Augarten zu einer bedeutenden Kulturstätte, die Künstler von Weltruf sah. Dem Trautenauer Theaterverein verschaffte er hohes Ansehen, zumal er selbst dichtete. Trotz sehr schlechter wirtschaftlicher Verhältnisse verdankt ihm Trautenau viele neue Wohnungen in den Stadtteilen Kriebitz und Freilung und neue Wohnviertel an der Hohenbrucker, der Weigelsdorfer und der Neuhofener Straße. Darüber hinaus schuf er eine Reihe kommunaler Einrichtungen, die dem Stadtbild neue Akzente gaben. So entstanden in seiner Amtszeit das Städtische Lichtspielhaus, das Heim der deutschen Jugendfürsorge,

das neue Altersheim, die neue Mädchenbürgerschule und das neue Freibad an der Platzwiese; modernisiert wurden das E-Werk, der Schlachthof und die Kanalisation. Doch schon im Jahre 1931 mußte sich Siegel ins Privatleben zurückziehen, weil er seine Kräfte verbraucht hatte.

Josef Siegel, dem letzten Schulrat von Trautenau, war es leider nicht gegönnt, seine Fähigkeiten nach 1939 weiter in den Dienst der Stadt Trautenau zu stellen. Erst nach Kriegsdienst, Fronteinsatz und Gefangenschaft konnte er im Jahre 1950 wieder in den ersehnten Schuldienst eintreten. Im schönen Schwabenlande hat er nun seine Fähigkeiten als Schulverwaltungsexperte und als Kommunalpolitiker voll und ganz unter Beweis gestellt. In wenigen Jahren avancierte er vom Lehrer über den Rektor zum Schulrat, Oberschulrat und schließlich zum Schulamtsdirektor (= Regierungsdirektor). Seine Aufgaben und Pflichten in einem Umfang und mit einer Intensität erfüllt zu haben, die weit über das hinausging, was man gemeinhin einem Beamten abverlangen könne, wurde ihm ausdrücklich vom Tübinger Präsidenten des Oberschulamtes bei seiner am 18. 12. 1973 erfolgten feierlichen Verabschiedung bestätigt. Als profilierter Kommunalpolitiker mehrerer Stadtparlamente, so in Schweningen, Tübingen und vor allem in Hechingen zeigte Siegel Unerschrockenheit, große Sachkenntnis und Mut zu notwendiger Kritik. Es versteht sich, daß er sich der Anliegen seiner vertriebenen Landsleute besonders annahm. Sein Hauptverdienst war jedoch die große Schulreform in seinem schulischen Aufsichtsbereich, die er mit großem fachlichen Können meisterte.

Im Ruhestand wollte Josef Siegel, der u. a. Mitbegründer der „Sudetendeutschen Erzieberschaft“ nach 1945 war, sich ganz in den Dienst seiner Volksgruppe stellen.

Wir Trautenauer wollen stolz auf die beiden Namensträger Siegel sein und ihrer immer dankend gedenken, haben sich doch beide im Dienste für Heimat und Volksgruppe geradezu verzehrt. Beide starben an Herzversagen in ihrem 66. Lebensjahr. — Ehre ihrem Andenken!



Wer recht in Freuden wandern will... Im vertrauten Riesengebirge

[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

ERHARD KRAUSE

## Von St. Peter über den Ziegenrücken zur Wiesenbaude

Den nächsten Weg von dem heilklimatischen Kurort Spindelmühle zur Schneekoppe bildet der Ziegenrückenweg, früher „Roseggerweg“, von den Tschechen Bucharweg genannt, der eine Wegzeit von zwei bis zweieinhalb Stunden erfordert. Man geht zunächst an der Kirche des Ortes vorüber nach Osten über einen flachen Hügel in 20 Minuten nach St. Peter (797 m), dem am Peterseiffen oder Klausenwasser und an der Südseite des Ziegenrückens prächtig gelegenen Baudendorf, das in seinem Charakter ganz einem Alpendörfchen ähnelt. St. Peter ist der älteste Ortsteil von Spindelmühle. Er verdankt seine Entstehung dem Bergbau auf Silber und Kupfer, der seit dem 15. Jhd. im Peters- oder Langen Grund betrieben, seit 1630 aber schon erloschen ist. An Stelle eines hier ehemals gestandenen Kirchleins, das dem hl. Petrus geweiht war, wurde später die Kirche in Spindelmühle erbaut.

Ein Wegweiser zeigt am Anfang von St. Peter den Weg an, der durch das Dörfchen und den Langen Grund nach Petzer führt.

Wir gehen jedoch links oberhalb der Häuser des Ortes am Waldsaum hin, kommen in den Bergwald und folgen dem „Lehnweg“, der steil an der südlichen Lehne des Ziegenrückens, hier „Sacherlehne“ geheißen, bergan steigt. Weiter oben genießen wir rechts prächtige Blicke auf den gewaltigen Westabhang des Hinterwiesenberges, den Klausen Grund, auch „Grüner Grund“ genannt, an dessen Südseite die Eisenkoppe, Plattenberg, Heuschöber und Planur als mächtige Wand erscheinen und alle Fernsicht verhindern. Es ist dies ein höchst malerisches, alpines Landschaftsbild.

Je weiter wir aufwärts kommen, desto steiler wird der Weg. Bequemer zu gehen ist der vom Ziegenrückenweg an der Sacherlehne links abzweigende „Judeichweg“ zur Rennerbaude. Dieser unbezeichnete, 2 m breite Weg wurde seinerzeit von der Czernin'schen Grundherrschaft für den Wintersport angelegt. Auf unserem Weg erreichen wir nach mühevoller Steigung mit 1409 m dessen höchsten Punkt am „Klausen Grundboden“, wo sich in der Weg-

richtung der Koppenkegel in prächtigster Gestalt zeigt. Es ist dies ein Lieblingsplatz für Landschaftsmaler und die Stelle, wo der Ziegenrückenweg den Böhmischem Kamm überschreitet. Sie wird im Volksmund auch das „Kammel“ (Name von „Kämmchen“) und fälschlich „Kamel“ genannt.

Für schwindelfreie Wanderer lohnt sich hier ein kleiner Abstecher gegen Westen auf der Höhe des Ziegenrückens hin, was zwar jetzt streng verboten ist (Naturschutzgebiet), welches Verbot aber vor 1945 kaum beachtet wurde. Es gibt nämlich in den ganzen Sudeten keine zweite Stelle, die sich mit diesem scharfen Berggrat messen kann. Die Kante des von Ost nach West streichenden, steil abfallenden Felskammes ist oft so schmal, daß man auf ihr reiten kann. Man muß deshalb neben dieser im Knieholz gehen, was jedoch große Vorsicht erfordert, da die Wände beiderseits sehr steil sind und das Gestein häufig locker ist.

Außer dem Interesse, das dieser höchst merkwürdige Felsgrat, der von etwa 4 km unterer Länge ist, an und für sich gewährt (er besteht aus hartem, dunklem Hornfels), bietet er zugleich einen unterrichtenden Einblick in das Weißwassertal und in seine Seitengründe bis hinauf auf den Kamm mit der Koppe. An einzelnen Stellen des Grates, der vollständig dachförmig ist und oben in eine 3 km lange schwarze Kante ausläuft, ragen Felsenspitzen über die mittlere Höhe des Rückens empor. Der höchste Punkt liegt 1424 m ü. M. Es sind prächtige, ja großartige Ausblicke, die man von diesen Spitzen genießt, besonders nach Böhmen. Die Begehung des ganzen Grates erfordert eineinhalb Stunden. An seinem Ende bricht er mit einer Felsenspitze plötzlich ab und es führt dort ein Pfad (Jägersteig) in vielen, oft sehr steilen Windungen nach St. Peter hinunter.

Wir kehren nach dieser Seitentour zu unserem Ziegenrücken-Hauptweg zurück und erreichen auf diesem am Nordhang des Hochwiesenberges abwärts wandernd in einer weiteren Viertelstunde die Rennerbaude (1400 m) auf der Weißen Wiese, die mit zu den ältesten Kammbauden des Riesengebirges zählt. Das in aussichtsreicher Lage befindliche Berggasthaus wurde 1795 von der Familie Renner als Nebengebäude (Sommerhaus) der älteren Wiesenbaude errichtet und bot anfänglich nur eine ganz einfache Bewirtung. Die Baude ist Schauplatz der Oper „Des Adlers Horst“ des Komponisten Franz Gläser aus Obergeorgenenthal, die lange Zeit eines der beliebtesten Repertoirestücke fast aller deutscher Bühnen war und für die der schlesische

Dichter Carl v. Holtei das Libretto schrieb.

In späterer Zeit wurde die Rennerbaude bedeutend vergrößert und besaß dann ein Restaurant mit Glasveranda, Sommerwohnungen (70 Betten), ein Massenlager für 35 Personen und Schülerherberge. Vor dem ersten Weltkrieg bewirtschaftete die Baude der Wirt Vinzenz Buchberger, der mit den Gebirgsverhältnissen bestens vertraut war und den Wanderern gern als Führer und Berater diente. Zuletzt gehörte die Gebirgsbaude den Brüdern Bönsch, einer alten Baudenfamilie, die auch die Wiesenbaude, Richterbaude und Keilbaude, nach 1938—1945 auch die Geiergucken-Baude besaßen. Während der Sudetenkrise 1938 wurde die Rennerbaude gleich der Wiesenbaude von tschechischen Soldaten niedergebrannt.

An den Wurzeln des bei der Baude üppig wuchernden Torfmooses lebt ein Tierchen, das zu entomologischen Seltenheiten des Riesengebirges zählt: eine Schildlaus von blendend weißer Farbe. Auf dem Hauptwege geht es von der Rennerbaude auf der Hochfläche der Weißen Wiese weiter zu der eine halbe Stunde entfernten Wiesenbaude (1410 m), der größten und ältesten Kammbaude des Riesengebirges, die nur 200 Schritte von der früheren preussischen Grenze entfernt ist. Sie soll 1623 erbaut worden sein, wie dies ein der Grundmauer der Baude eingesetzter Baustein besagt. Wahrscheinlich bestand aber schon einige Zeit vorher ein Holzbau an der Stelle, bevor das Gebäude 1623 in Stein ausgeführt wurde. Die ersten Bewohner sollen böhmische Exulanten (evang. Glaubensflüchtlinge) gewesen sein.

Seit im Jahre 1788 der berühmte Botaniker und Forschungsreisende Thaddäus Haenke zusammen mit Gruber und Jirasek die Wiesenbaude zum Ausgangspunkt für ihre naturwissenschaftlichen Forschungen im Riesengebirge gemacht hatten, war die Kammbaude das bevorzugte Standquartier der heimischen Naturforscher geblieben. Davon zeugten das in der Baude befindliche interessante botanische Album, das in kurzen Angaben die Geschichte dieser Forschungen enthielt, sowie eine Sammlung ausgestopfter Vögel. Auch der frühere Besitzer Bönsch war ein bedeutender Pflanzen- und Vogelkenner. Später wurde die Wiesenbaude, die viele berühmte Gäste hatte, zum Hauptsammelpunkt der Skifahrer auf dem Riesengebirgskamm und ist dies auch heute wieder unter den Tschechen.

Erwähnung verdient noch, daß der Ziegenrückenweg von den Baudenbewohnern im Winter, wenn der Schnee sich hinreichend gesetzt hatte, immer zur Abfuhr des Kammheues nach St. Peter benutzt wurde.

## Über die Entstehung des Ortsnamens Podhart

Einige jüngere tschechische Geschichtsforscher aus dem nordostböhmischem Raum um Königshof a. d. Elbe haben von der nationalistischen tschechischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts Abstand genommen und versuchen u. a. auch in Anlehnung an die deutsch-böhmischen Historiker, das Geschichtsbild geschichtsgerecht und objektiv darzustellen. So haben sich diese auch der wissenschaftlich begründeten Auffassung angeschlossen, daß die Stadt, deren Namen aus dem Jahre 1270 als *Curia* <sup>1)</sup>, zu deutsch „Hof“, überliefert wurde, eine Gründung aus wilder Wurzel ist und durch deutsche Siedler erfolgte.

Königshof, wie diese Stadt seit Ende des 14. Jahrhunderts genannt wird, hatte nach Lippert <sup>2)</sup> und Schwarz <sup>3)</sup> bis zu den Hussitenkriegen eine deutsche Ratsmehrheit. Die von beiden Forschern <sup>4)</sup> als ältesten Quellen zitiert auch Sisler <sup>4)</sup>. Er führt noch eine Reihe von unmittelbar an die Stadt heranreichenden Dörfern auf, und zwar als Siedlungen, die von Deutschen gegründet wurden. Radomír Roup <sup>5)</sup> unterzieht den Orts- bzw. Flurnamen Podhart einer rein objektiven Untersuchung, die hier noch untermauert und erweitert werden soll.

Von dem an der Elbniederung gelegenen größeren Teil der Stadt zieht sich in nördlicher und nordöstlicher Richtung eine leicht ansteigende Berglehne hoch und endet in einem Mischwald, der zur Gründungszeit der Stadt zu dem gewaltigen Forstkomplex, genannt Königreich, gehörte. Diese Berglehne war damals noch dicht bewaldet und gehörte ins Eigentum der Stadt. Der Zustrom der Kolonisten hielt an. Die neuen Siedler konnten jedoch innerhalb der inzwischen errichteten Stadtmauer keinen Platz mehr finden, und so rodeten sie nun Teile dieses Waldes an der Berglehne, bereiteten den Boden und bauten am Waldrand ihre Häuser. Sie gaben dem Wald den

aus der alten deutschen Heimat mitgebrachten Namen „Hardt“.

Die Hardt ist eine althochdeutsche Bezeichnung für Wald, Berglehne <sup>6)</sup>. Haar, Haardt, Hardt bedeutet auch Bergzug, Trift, Waldweide und „hardt“ althochdeutsch Wald, Waldgebirge <sup>7)</sup>. Kluge definiert: „Hardt-Bergwald, waldiger Höhenzug, heute vorwiegend Namen / die Haardt-Waldgebirge in der Rheinpfalz“ <sup>8)</sup>. Der Name kommt aber auch im Niederdeutschen vor, ja im gesamten deutschen Sprachgebiet. Aus diesem Grunde kann man daraus zur Frage der Herkunft der Siedler, die bisher nicht eindeutig geklärt werden konnte, keine entscheidenden Schlüsse ziehen.

Jene Ansiedlung, die am Waldrand, also am unteren Hang der Berglehne errichtet wurde, erhielt die Bezeichnung „unter der Hardt“. Tschechen, die sich inzwischen oder vielleicht auch etwas später in der Stadt niedergelassen hatten, übernahmen zwar die deutsche Bezeichnung Hardt, sie übersetzten jedoch die Präposition „unter“ in ihrer Sprache als „pod“. So wurde diese Ansiedlung „pod Hardt“ und schließlich „Podhardi“ genannt. Diese Bezeichnung ging dann auch in die deutsche Sprache ein.

Den tschechischen toponomastischen Forschern, denen der Begriff „Hardt“ nicht bekannt war, fiel eine Deutung des Ortsnamens schwer. Im Sinne jener nationalistisch gefärbten Geschichtsschreibung verfiel man auf eine ganz sonderbare Auslegung. Podhart mußte, wie man nun formulierte, durch eine Lautverschiebung aus „podhradi“ entstanden sein. Podhradi heißt Unterburg. Nun hat es aber in Königshof nie eine Burg oder einen burgähnlichen Gebäudekomplex gegeben; jedenfalls gibt es bis heute zur Untermauerung dieser Theorie keine Quellen. Bedauerlich ist, daß sich der tschechische Historiker Palacky bei seiner Beschreibung des Königreiches Böhmen gar

nicht der Mühe unterzogen hat, dem Ursprung des Orts- bzw. Flurnamens nachzugehen. Er verwandelte unter Mißachtung aller wissenschaftlichen Prinzipien ganz einfach den Ortsbegriff Podhart, der zu seiner Zeit bereits als fester Bestandteil der tschechischen Sprache anzusehen war, in „Podhradské predmestí“. Fast als Geschmacklosigkeit könnte man schließlich seine verstümmelte Übersetzung ins Deutsche „Podhrader Vorstadt“ bezeichnen<sup>9)</sup>.

Mancher ältere tschechische Königinhofler Bürger mag sich nur schweren Herzens von seinem verstaubten Wunschbild (podhradí) trennen, die wissenschaftliche Forschung aber hat die Pflicht, ein objektives und wahres Geschichtsbild zu zeichnen. Die aufgezeigte Deutung des Orts- bzw. Flurnamens „Podhart“ scheint diesem Anspruch

gerecht zu werden. Dankbar ist zu vermerken, daß dieser Denkanstoß gerade von jüngeren modernen tschechischen Historikern ergangen ist.

#### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Erben, K. J. / Emier, J.: *Regesta diplomatica necnon episcolaria Bohemiae*. Prag 1853, IV 1326, S. 728.
- <sup>2)</sup> Lippert, Julius: *Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit*. Prag Wien Leipzig 1896, Bd. 1, S. 209.
- <sup>3)</sup> Schwarz, Ernst: *Volksnamengeschichte der Sudetenländer, I. Teil: Böhmen*, München 1963, S. 325.
- <sup>4)</sup> Sisler, Jindřich: *Osídlování Podzvické (Besiedlung des Switschin-Vorlandes) in Zprávy vlastivědného kroužku, Königinhof 1970, Heft 3*.
- <sup>5)</sup> *Zamyslení nad minulostí Podharti (Überlegungen zur Vergangenheit von Podhart) in Zprávy vlastivědného kroužku, Königinhof 1970, Heft 3*.
- <sup>6)</sup> Der große Herder, Freiburg 1957, Bd. 4, S. 625.
- <sup>7)</sup> Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin 1967, S. 290.
- <sup>8)</sup> Stumfels/Bischof: *Unsere Ortsnamen*. Bonn 1961, S. 101.
- <sup>9)</sup> Palacky, Frantisek: *Popis království Českého (Beschreibung des Königreiches Böhmen)*. Prag 1848, S. 140.

## Vom Sudetendeutschen Wörterbuch

### Mitarbeiter aus unserer Landschaft:

#### Kreis Hohenelbe:

Dr. Friedrich Festa, Oberschullehrer (Arnsdorf - Wien) — Prof. Alois Klug, Oberstudienrat (Hermannseifen - Arnsdorf) — Josef Schöbel † (Kottwitz - Darmstadt) — Heinz Sturm (Proschwitz - Bensheim) — Adolf Bönsch (Kottwitz - Augsburg) — Anni Hoffmann (Mohren - Ulm) — Rudolf Feistauer (Hohenelbe - Elz) — Ortwin Fischer (Pommerndorf - Marktobendorf) — Johann Gebert †, Hauptschullehrer i. R. (Rochlitz - Kassel/Wilhelmshöhe).

#### Kreis Braunau:

Maria Bürger (Goldenöls - Bad Vilbel) — Marie Jirasek (Ober-Altstadt - Oberursel) — Hela Preiß (Radowenz - Rottweil) — Alfred Herrmann, Hauptschullehrer i. R. (Schatzlar - Wehrda) — Josef Rücker, Oberlehrer a. D. (Trautenau - Feuchtswangen) — Artur Müller (Weigelsdorf - Wetter) — Reg.-Dir. Dr. Emil Feist (Wolitz - Versbach).

#### Kreis Bernau:

Hubert Hirschfeld (Weckersdorf - Bellenberg/Iller).

Leider enthalten nicht alle Mitarbeiterkarten die Berufsbezeichnungen. Eine berufliche Gegenüberstellung ist daher nicht

möglich. Gibt es nicht auch noch in diesen oder jenen Gemeinden Wissensträger, die diesem kulturellen und wissenschaftlichen Werk dienstbar sein könnten? Das Sudetendeutsche Wörterbuch (6300 Gießen, Ludwigstr. 36), unter der bewährten Leitung von Frau Dr. Hertha Wolf-Beraneck, ist für jede Mitarbeit dankbar.

Klaus Günther

### Die Heimat

Sie ist so leise, daß man sie nicht hört,  
wenn andre lärmten, denn sie lebt im stillen.

In Tiefen sind die Brunnen ungestört,  
die unser Herz mit ihren Bildern füllen.

Auch wenn wir sie nicht sehen, kehrt sie ein  
zu uns und lebt in Wort und Taten;

sie ist in allem wie ein Widerschein  
der hehren Dinge, die uns nicht verraten.

Sie ist im Lebenslied der schönste Reim;  
und führen wir auch über alle Meere,  
sie käme mit uns, und sie holt uns heim,  
als ob sie nie von uns gegangen wäre.



Eine schicke Ortschaft im westlichen Riesengebirge war Rochlitz

ALOIS KLUG

[www.riesengebirger.de](http://www.riesengebirger.de)

## Vom Arnauer Gymnasium

Im Jahre 1872 hätte das Gymnasium in Arnau sein hundertjähriges Bestehen feiern können. Die Anstalt, das älteste Gymnasium in den drei Gebirgstädten, war für Arnau und seine Umgebung ein richtiger Segen, denn ohne diese Schule hätten die meisten der Schüler nie ein Gymnasium besuchen können und ihre Lebensbahn wäre ganz anders verlaufen. Wie das Verzeichnis der Maturanten der Schule zeigt, waren auch Burschen aus Hohenelbe und Trautenau und deren Bezirken Schüler der Anstalt, sowie auch Tschechen der nahen Sprachgrenze.

Nicht nur die Möglichkeit, eine höhere Schule zu besuchen, war durch das Gymnasium gegeben, man kam den meist armen Schülern auch sozial in jeder Hinsicht entgegen. So haben die meisten von ihnen nie einen Heller Schulgeld gezahlt, bekamen von der Anstalt Bücher und Hefte zur

Verfügung gestellt, erhielten Mittagstische entweder gemeinsam oder privat und wurden zu Kaisers Regierungsantritt am 2. Dezember jeden Jahres mit namhaften Stipendien bedacht, die aus großherzigen Stiftungen flossen. So erhielt ich selbst außer Kosttagen und Stipendien einmal sogar ein Paar neue Winterschuhe.

Am 28. 1. 1872 erhielt das Bürgermeisteramt in Arnau aus der Wiener Staatskanzlei ein Schreiben mit dem Inhalt: Seine Majestät hat den Allerhöchsten Entschluß gefaßt, in Arnau ein Staatsuntergymnasium mit deutscher Unterrichtssprache, mit obligatem (verbindlichem) Zeichenunterricht zu errichten unter der Bedingung, daß die Stadtgemeinde Arnau die für die Errichtung und eventuelle Erweiterung der Anstalt nötigen Lokalitäten herstelle und erhalte, die erste Anschaffung sämtlicher Lehrmittel und Einrichtungsgegenstände

besorge und in jedem Jahre des Bestehens der Anstalt das erforderliche Brennmaterial liefere. Die Stadt Arnau hatte schon lange Zeit versucht, in ihren Mauern ein Gymnasium zu gründen und war deshalb glücklich und zufrieden mit dieser Allerhöchsten Entschliebung aus Wien, zumal das Riesengebirgstädtchen dadurch den Städten Trautenau und Hohenelbe zuvorkam, die selbst gern ein Gymnasium gehabt hätten. Der erste Unterricht wurde provisorisch im Kloster der Franziskaner erteilt. Am 7. 10. des nächsten Jahres konnte bereits das neue Schulgebäude seinem Zwecke übergeben werden und wurde von Dechant Weber aus Hohenelbe eingeweiht. Der damalige Bürgermeister der Stadt war M. U. Dr. Kopf. Das Gebäude der Anstalt selbst war ein Schmuckstück für die Stadt.

Das Unterrealgymnasium bestand von 1872—1878 und wurde dann in ein Untergymnasium mit Latein und Griechisch umgewandelt, das bis 1882 dauerte.

Von 1882—1909 war dann die Schule ein Obergymnasium. Vom 21. bis 23. 7. 1886 fand die erste Maturitätsprüfung an der Schule statt. Es waren 14 Abiturienten, unter ihnen zwei Arnauer und ein Hermannseifner.

Univ.-Prof. Dr. Josef Jatsch aus Forst maturierte 1889 mit Auszeichnung. Er hielt als ehemaliger Schüler 1922 die Festrede anlässlich der 50-Jahr-Feier. In seiner langen Rede zeigte er sich als ein ungebogter

Deutscher. Seine Worte bewiesen für die damalige Zeit, da ja das Land die Tschechen regierten, viel persönlichen Mut.

Vom Jahre 1909 an war die Schule ein Realgymnasium mit Latein und Französisch sowie mit Darstellender Geometrie. Der Unterricht in der tschechischen Sprache war relativ obligat, d. h. man mußte wohl am Unterricht teilnehmen, konnte aber mit einer schlechten Note in diesem Fache nicht durchfallen.

Die Zahl der Schüler hat die obere Grenze von 255 im Jahre 1907/08 nicht überschritten, das gilt freilich nur für die Zeit bis 1922, für spätere Zeiten fehlen die Unterlagen.

Im ersten Weltkriege 1914—18 mußten Professoren und Schüler in den Krieg ziehen und eine ganze Anzahl ehemaliger Schüler fiel in den Kämpfen.

Erst der Zusammenbruch der Österreichischen Monarchie 1918 brachte uns wieder in die Heimat. Gar bald kamen die Tschechen und besetzten die Stadt, auch das Erdgeschoß des Gymnasiums.

Das Gymnasium überstand, gottlob, auch diese Stürme und blieb ein Segen für die Stadt und das Umland bis zur Vertreibung aus der Heimat.

Wir ehemaligen Schüler denken gern an unsere liebe Schule, die Professoren und die Mitschüler, denen wir doch so viel zu danken haben.

P. Meinrad (Alexius Nossek)

## MÖCHT HEJM

Mei Herz nächt wieder fliecha  
abeim ei eller Früh,  
möcht sahn, ob vledt am Hüwel  
schun blüht der gale Klie,  
möcht of-der Vöderlahn  
gan ockan met-a Pfan.

Möcht dudeln hörn die Druschel  
ei Blüta rut on weiß,  
möcht stochern sahn a Storfia  
noch Oszeug on Geschmeiß.  
Möcht Mädlan sahn noch hänt  
beim Mäj-Tonz öm die Lend.

Möcht sahn, ob Frösch noch quaka  
nochts aus-der Grüwla-Jauch,  
ob Zeska zern on zoppa  
beim Stag em Schlina-Strauch;  
ob aa beim Beld der Hert  
noch sengt, wenna Owed werd.

Ok ejmol möcht ich wieder  
dahejm dordas Dörfla gihn,  
ok noch a ejnzich Wella  
em Kerchhof niederknien —  
ei's Grob nei möcht ich säjn:  
U Mutter, hul mich hejm!



## 100 Jahre Braunauer in Chile

[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

„Hundert Jahre sind vergangen“, so berichtete 1975 in einem Beitrag die deutsch-chilenische Zeitung „Condor“, „seitdem die alten Siedler von Neu-Braunau im Süden Chiles sich von ihrem Braunauer Ländchen im Sudetenland aufgemacht haben, um für sich und ihre Nachkommen eine neue Zukunft aufzubauen. Zwar sind vor IHM ‚hundert Jahre wie ein Tag‘, doch nach menschlicher Rechnung ist es die Lebensspanne dreier Generationen.“

So seien es heute die Enkel, oft die Urenkel derjenigen, die damals einwanderten und nun im Gedenken an ihre Vorfahren, anlässlich des 100. Jubiläums der Siedlungsgründung, ein würdiges großes Wegkreuz weihen ließen. Pater Heinrich Geyer vom Brauntaler Kloster in Rohr war auch als Vertreter des Heimatkreises Braunau eigens nach Chile gereist und nahm die Weihe vor.

Wie der „Condor“ weiter berichtet, wurden in Anwesenheit des Militär-Gouverneurs Carbone die chilenische wie die bundesdeutsche Nationalhymne gesungen, während die chilenische wie die alte Braunauer Flagge gehißt wurden, von denen Pater Geyer so treffend gesagt habe, daß sie „eines gemeinsam haben, nämlich den einsamen Stern, obwohl bei der Braunauer dieser über einem Schwan leuchtet.“

Die Braunauer Fahne blieb als Geschenk hier, dagegen ging die chilenische nach Deutschland, um bei den festlichen Umzügen der dortigen alten Braunauer mitgeführt zu werden, im Gedenken an die hiesigen Auswanderer. Ebenso wurde Pater Geyer eine kleine Pellin-Tafel, von dem neuen Kreuze stammend und mit einer Inschrift versehen, überreicht, als bleibendes Andenken an diesen Tag.

Als sich die alten Braunauer zur Auswanderung entschlossen, geschah dies aus einer bitteren Notlage heraus. Kärgliche Heimarbeit als Weber hielt sie so gerade am Leben. Kurz darauf wurden dort größere Textilfabriken errichtet, und so mancher hätte es sich wohl noch anders überlegt, wäre dies vorher geschehen, so mancher wär wohl lieber in der Heimat geblieben anstatt es mit der ihnen noch so unbekanntem Fremde aufzunehmen. Vielleicht aber haben gerade die mutigen Auswanderer unbewußt das glücklichere Los für ihre Nachkommen gewählt, denn sie wurden nach 1945 nicht mit höchst geringer Habe erbarmungslos von Haus und Hof vertrieben.“

S. V.

## Der Fürst Rhenatus Josef von Madagaskar

In der Barockzeit war das Reisen und dabei Abenteuer zu erleben, sehr beliebt. Die Kavaliereisen der jungen Adeligen waren noch immer als Bildungsreisen sehr verbreitet. Auch bei den weiten tage-, ja wochenlangen Pilgerwallfahrten mag bei aller echten Frömmigkeit und Bußgesinnung untermenschlich die Lust, etwas zu schauen und zu erleben, mitgespielt haben. Man kann sich vorstellen, daß Fußwallfahrten nach Rom, Santiago di Compostella in Spanien oder gar ins Heilige Land Erlebnisse und Abenteuer genug mit eingebracht haben. Ja es war nicht einmal sicher, ob man auch gesund wieder heimkehren wird.

Auch die Türkenkriege förderten vor allem das wilde Abenteuer. Der Panduren-Oberst Franz Freiherr von der Trenck war durchaus kein Sonderfall.

Nach einem Dokument, das im Braunauer Stadtarchiv lag (jetzt wahrscheinlich im Kreisarchiv in Náchod liegt, wohin es von dem Stadtarchiv verlagert wurde), gibt uns Kunde von einem Fürsten Rhenatus Josef von Madagaskar in Ostindien. Dieser geographische Name ist wahrscheinlich falsch. Es gibt wohl eine große Insel Madagaskar im Südosten von Afrika, und ein Fürstentum Madras in Ostindien. Entweder hat dieser Herr den Namen frei erfunden, geflunkert, oder er ist von den Schreibern verpatzt worden. Nun, dieser Fürst Rhenatus Josef lebte in Glatz und betrieb eine Chemie-Küche. Er war entweder ein Alchimist, der noch immer den Stein der Weisen suchte, oder ein Quacksalber, der Liebes-, Verjüngungs-, Zauber- und Giftränke braute. Jedenfalls brauchte er dafür die verschiedensten

Gläser. Merkwürdiger Weise bezog er die aus Freudenburg, in dem Tale des Heidegebirges hinter der Grenze. Von Ruppertsdorf führte dahin ein Pfad über den Spitzberg, der ein wichtiger Weg für die Grenzgänger (Pascher) war. Der sogenannte Fürst hatte zwei Braunauer, die Brüder Kaspar und Anton Ringel, gedungen, ihm die verschiedenen Gläser aus Freudenburg zu besorgen.

Dem Abt Othmar Zinke, der von diesem sonderbaren Geschäft erfuhr, war die ganze Sache recht verdächtig. Er nannte diesen mysteriösen Fürsten einen Hochstapler, den er im Verdacht hatte, daß er die Untertanen zu einem Aufstand gegen die Obrigkeit aufwiegeln wolle. Er ließ die beiden Braunauer verhaften. Der Bericht vermerkt noch, daß dieser Rhenatus Josef gegen diese Maßnahme des Abtes sich empörte und ihn beschimpfte. Mehr erfahren wir über diesen Herren nicht. P. Vinzenz Maiwald hat diesen Bericht in seiner „Geschichte des Benediktinerstiftes Braunau und seiner Pfarreien im Braunauer Land“ (Manuskript im Klosterarchiv Rohr S. 342) niedergeschrieben. Leider bestand noch keine Gelegenheit, an diesen Akt im Náchoder Archiv heranzukommen, um das alles zu überprüfen. Wahrscheinlich wird man daraus nicht viel mehr über diesen seltsamen Fürsten aus Ostindien erfahren. Aber vielleicht brächte doch dieses Dokument Näheres von dem Gerichtsverfahren über die Braunauer Mitarbeiter des „Fürsten“. Wenn wieder einmal die freie Forschung in den Archiven in Böhmen möglich ist, soll das nachgeholt werden. War nun dieser Rhenatus Josef ein Abenteurer, ein Spion, ein Aufwiegler, ein Hochstapler, ein Narr? Sicher kein Fürst aus Ostindien.

*B*in zu Europa! Weise Vorhersehung, welche das Alte vernichtet, damit das Neue werde! Welche bloß einzelne Ruinen übrig lässet, deren Anblick die Nachwelt erinnere, daß sie mehr tun soll, als gedankenlos auf ihnen grasen! Europa, das sich kindisch so lange mit Blut bes Fleckt hatte, bilde sich in Gemeinschaft zur Menschheit!

Ernst Moritz Arndt

# Gesetzliche Feiertage

## 1. Feiertage im ganzen Bundesgebiet

Neujahrstag  
 Karfreitag  
 Ostermontag  
 Maifeiertag (1. Mai)  
 Christi Himmelfahrt  
 Pfingstmontag  
 Tag der deutschen Einheit (17. Juni)  
 Erster und zweiter Weihnachtstag

## 2. Feiertage in den Bundesländern

Für die in der folgenden Tabelle aufgeführten fünf Feiertage gelten in den einzelnen Bundesländern unterschiedliche Bestimmungen. Aus der Tabelle ist zu ersehen, ob einer der genannten fünf Feiertage in einem Bundesland gesetzlicher Feiertag ist oder nicht.

3. Das Feiertagsgesetz des Landes Bayern enthält Regelungen, die nur für einzelne Teile des Landes gelten.

Gesetzliche Feiertage sind:

- a) in Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung:  
 das Fronleichnamsfest  
 das Fest Mariä Himmelfahrt (15. 8.)  
 das Fest Allerheiligen (1. November)
- b) in Gemeinden mit überwiegend evangelischer Bevölkerung:  
 der 1. November, wenn die Kreisverwaltungsbehörde nach Anhörung der zuständigen evangelischen Dekanats feststellt, daß dieser Tag in der Gemeinde auch von der evangelischen Bevölkerung gefeiert wird;  
 der Buß- und Betttag (Mittwoch vor dem letzten Trinitatis-Sonntag).
- c) im Stadtkreis Augsburg:  
 das Friedensfest (8. August).

	Baden-Württemberg	Bayern	Berlin	Bremen	Hamburg	Hessen	Niedersachsen	Nordrhein-Westfalen	Rheinland-Pfalz	Saarland	Schleswig-Holstein
Epiphanias (6. Januar)	ja	ja	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein
Fronleichnam	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	ja	nein	ja	ja	ja	nein
Mariä Himmelfahrt (15. Aug.)	nein	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	ja	nein
Allerheiligen (1. Nov.)	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	ja	ja	ja	nein
Buß- und Betttag	ja	siehe unter 3	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja

Anton Haubner

## Brücken-Idyll

Ein Blick flüßauf: Von Weiden überhangen fließt still der Fluß mit silbernem Getöse, fern nur verhallt der Stadt Verkehrsgedröhne, stört nicht das Waldkind, das von Grün umfungen, bringt uns so sanft das Stille, ewig Schöne. Von lichtdurchglänzten Bäumen an den Ufern dringt her der Vögel

Sang, von frohen Rufern zum Menschenkind, daß hier den Tag es kröne, daß nach getaner Arbeit es zur Rast auf einer Bank sich sammle, daß es lausche der Amsel Flöten nach des Tages Last, daß ihm der Fuß traumhaft ein Märchen rausche, daß es als Günstling, als ihr lieber Gast an der Natur ein Weilchen sich berausche.

# Inhaltsverzeichnis

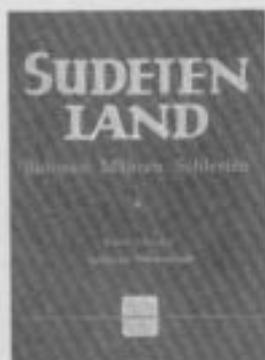
Heimat-Heim-Haus / Josef Mühlberger	3
Goethe, der Weise...	28
Die Mundart / Dr. G. Heilfurt	28
Vom Heimatrecht d. Sudetendeutschen	29
Worte vom Sud. Tag 1976 / Dr. Fritz Pirkl, Dr. Kudlich, Dr. Becher u. a.	
Volkzugehörigkeit / Wilh. Pleyer	32
Gott, segne dieses Haus / Mühlberger	34
Die alte Truhe / Ged., Ernst Leibl	35
Im schönsten Wiesengrunde / O. Zerlik	37
Erklärung der Jugend / DJO	39
Vom Wert des Brauchtums	40
Das deutsche Bauernhaus / Br. Schier	41
SUDETENDEUTSCH... / Dr. Fr. Jesser	46
Ein Brunnen nicht... / K. Fr. Leppa	49
Klang der Kinderzeit / A. Günther	50
Die Gemse... / Fr. X. von Zedtwitz	51
Der alte Baum / Gedicht, Jos. Moder	53
Von der Leidenschaft / Jos. Reinhart	54
Über Raum und Zeit hinweg / O. Zerlik	55
Zukunft der Freiheit / Jos. Stingl	56
Vergißt die Dichter nicht / J. Suchy	56
Der Schwur zu Eger... / S. Habermann	57
Der Amselgesang / Kurt Steinert	59
Von der Häuslichkeit / S. Kierkegaard	60
Jagden in Karpathorußland / Schubert	61
Meine Jugend... / P. Rosegger	67
Osterspaziergang / Jo. H. Rösler	68
Ein blitzsauberes Gesicht / Deissinger	70
Aus Erinnerung schaffen / S. Blaha	70
Heimatrecht und Heimatschein / O. Z.	71
Vom Wert der Sprache	72
„Der Briefträger“ / Olga Brauner	73
Rübezahl / Gedicht, Herb. Wessely	74
Unsere alte Stube / Hugo Scholz	75
Trost / Gedicht, Emil Magerl	76
Vor dem Kind der Welt / Lindenbaum	78

Der alte Tisch / Jos. Pergher	78
Es geschah im Advent / Springenschmid	79
Zum Nachdenken / Ges. v. Karl Kohl	80
Der Pflug / Hübl-Bergmann-Zerlik	81
Der Volksmund spottet	84
Vom Flachs zum Faden / Franz Voit	85
Aufsatzunterricht / Kurärztliches	88
Heiterer Schilau / Ernst Frank	89
Mein Herz nicht verzagen / M. Tandler	90
Eine Generation erwirbt... / W. Becher	91
Hofmann-Plakette für Dr. W. Becher	92
Prof. Totzauer Volkstumspreisträger	92
Der alte Krug / Margareta Pschorn	94
Die Mutter am Fenster / H. Scholz	94
Weihnachtsbrief... / Ged., Fr. Liebl	95
Xipler im Aupatal / Gustav Eribeck	97
Die beiden Siegl / Alois Tippelt	100
Von St. Peter über den Ziegenrücken / Erhard Krause	101
Vom Ortsnamen Podhart / R. M. Wlaschek	103
Vom Sudetendeutschen Wörterbuch	104
Die Heimat / Gedicht / Klaus Günther	104
Vom Arbauer Gymnasium / Alois Klug	105
Möcht Hejm / Mundartgedicht / M. Meinrad	106
Fürst Renatus von Madagaskar / P. Menzel	107
100 Jahre Braunauer in Chile / S. V.	108

## Zitate und Spruchgut:

Hauspruchdichtungen im Kalendarium aus den Sammlungen Hofmann und Zerlik.

Sonstiges: I. Kant (28), Rilke, Schiller und Goethe (32), Runeberg (36), Blaha (38), Jos. Reinhart (65), Reinhart, H. A. Berger und Paul Klemm (84), Jos. Reinhart (87), Herm. Claudius (96).



Die Visitenkarte unserer Volksgruppe

Die führende Kulturzeitschrift

# Sudetenland

Böhmen — Mähren — Schlesien

Herausgegeben von Dr. Viktor Aschenbrenner

Vierteljahres-Zeitschrift für Kunst, Literatur, Volkstum und Wissenschaft

18. Jahrg., Jahresbezug DM 21,— einschl. Porto

Die Zeitschrift, die in ihren Beiträgen — Erzählungen, Gedichten, Berichten — in künstlerischer Form das kulturelle Erbe der alten Heimat widerspiegelt, verdient weiteste Verbreitung.

Sie sollte überall, wo Sudetendeutsche leben, gelesen werden. In zahlreichen Besprechungen wird die Zeitschrift als „in jeder Hinsicht hervorragend und als ein Gewinn für jeden, der sie abonniert“ bezeichnet. Sie tritt überzeugend für unser Volkstum ein.



[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

Bitte ausschneiden und im Umschlag an Helmut Preußler Verlag, Postfach 2007, 8500 Nürnberg 1, senden. Gewünschtes ankreuzen.

- Ich bitte um Zusendung eines Probeheftes.
- Ich bestelle für die Dauer eines Jahres (jährlich 4 Hefte) DM 21,— einschl. Porto

Abonnement Sudetenland

Name / Adresse

---

---

---

Datum / Unterschrift

## Bestellschein

auf Postkarte ge-  
klebt oder in Um-  
schlag einsenden.

An den

**Verlag Helmut Preußler**

Abteilung Buchvertrieb

**85 Nürnberg 1, Postfach 2007**

Rothenburger Straße 25 - Tel. 0911/262323

Ex.	Titel	DM
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____

Name/Adresse \_\_\_\_\_

Datum/Unterschrift \_\_\_\_\_

## Alte Jahrgänge

des „Riesengebirgs-Buchkalenders“ sind restlos vergriffen.

Lediglich vom „Braunauer Heimatkalendar“ der Jahrgänge 1974 und 1976 kön-  
nen noch Einzelstücke zum ermäßigten Preis von DM 3,— an Kalender-Freunde  
abgegeben werden.

Helmut Preußler Verlag, Rothenburger Str. 25, 8500 Nürnberg.

[www.riesengebirgler.de](http://www.riesengebirgler.de)

## BREIT

RUM - LIKORE - PUNSCH

sind längst ein Gütebegriff sudeten-  
deutschen Geschmacks. Wir liefern  
über 60 Sorten direkt an Sie! Ab  
DM 30,- portofreie Zusendung. Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!  
**Karl Breit, 7336 Uhingen, Postf. 66**  
Brennerei und Spirituosenfabrik  
Bleichereistr. 41, Tel. (07181) 3521

Wir empfehlen z. Selbstbereitung von  
RUM, LIKOREN und PUNSCH

## STELLA Essenzen

1 Flasche für 1 Liter ab DM 2,10 -  
45 Sorten - Bei Essenzen ab 4 Fla-  
schen portofrei. In Apotheken und  
Drogerien oder beim Hersteller

**K. Breit, 732 Göppingen, Postf. 208**

Das Standardwerk ostdeutscher Autorinnen

## „Auf meiner Straße“

406 Seiten, Leinen DM 26,80

Diese Sammlung von Gedichten und Erzählungen aus dem Baltikum, aus Ostpreußen, Pommern, Westpreußen, Schlesien, dem Sudetenland, Karpatenland, Buchenland, aus Siebenbürgen und aus dem Gebiet der Donauschwaben gibt ein eindrucksvolles Bild der alten Heimat.

*„Breitgefächert ist die Auswahl von Prosa und Lyrik, die in der Anthologie ostdeutscher Autorinnen der Gegenwart angeboten wird. Im ganzen zeigt diese Zusammenstellung, wie reich und vielfältig der Anteil der ostdeutschen Frauen an der zeitgenössischen Literatur ist.“* Südd. Rundfunk

Helmut Preußler Verlag, Rothenburger Str. 25, 8500 Nürnberg.



## taufriisch –

prickelnd und wohltuend bei körperlicher Ermattung nach des Tages Hetze im Haushalt oder im Beruf – nach sportlicher Anstrengung – nach dem ermüdenden Bad oder der Sauna – zur Erfrischung an heißen Sommertagen ...

### ...BRACKAL

Franzbranntwein – erfrischend und belebend, schafft neuen Schwung durch einfaches, leichtes Einmassieren.

Erhältlich in Ihrer Apotheke oder Drogerie.

Friedrich Metzler GmbH & Co. KG · Postfach · 7129 Brackenheim



Einer der schönsten deutschen Farbkalender

## Deutscher Kulturhistorischer Kalender 1977

Von Frhr. v. Fircks und H. J. Knaute

Der ost- und westdeutsche kulturhistorische Kalender mit vielen ostdeutschen Motiven aus der verlorenen Heimat.

12 großformatige Farbtafeln 40 x 30 cm; ideal zum Einrahmen. Nur DM 15,50.

Verlag Helmut Preußler, Postfach 2007, 85 Nürnberg 1.



[www.riesengebirger.de](http://www.riesengebirger.de)

*Die Eisenkoppe*

*'Dies Land, da du geboren, das du als Heimat liebst;  
es ist dir erst verloren, wenn du's verloren gibst!*

*Carl Meißner*